Zahnarzt Philippson
MGLADBACH

20 Pfennig 12 Kr. ö. W.

Universal-Bibliothek

1732

Jeder Band ist für 20 Pfennig einzeln käuflich

Erste Liebe.

Von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen

von

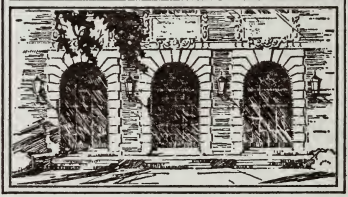
Wilhelm Lange.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

From the family of
Ernst Alfred
Philippson



Rätselschatz.
Sammlung von Rätseln und Aufgaben.
Herausgegeben von
Dr. E. H. Freund.
Preis broschirt: 1 M. — In Ganzleinenband: 1 M. 50 Pf.

Deutsches Freund-Lexikon
Preis broschirt: 40 Pf. — In Ganzleinenband: 80 Pf.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA CHAMPAIGN
OAK STREET
LIBRARY FACILITY

Philippson.

Erste Liebe.

Von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen

von

Wilhelm Lange.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

LIBRARY U. OF I. URBANA-CHAMPAIGN

Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Kleines Lehrbuch des Schachspiels.

Von **Jean Dufresne.**

Sechste vermehrte Auflage.

Preis broschirt: 1 Mark. — In Ganzleinenband 1 M. 50 Pf.

Sammlung leichterer Schachaufgaben.

Herausgegeben und mit erörternder Einleitung versehen von **Jean Dufresne.**

Drei Theile. Jeder Theil ist einzeln käuflich.

Preis jedes Theiles: 40 Pfennig. — In Ganzleinenband: 80 Pfennig.

Das Buch der Schachmeisterpartien.

Herausgegeben von **Jean Dufresne.**

Preis broschirt: 40 Pf. — In Ganzleinenband: 80 Pf.

Kleines Lehrbuch des Damespiels.

Von **Jean Dufresne.**

Preis broschirt: 40 Pf. — In Ganzleinenband: 80 Pf.

Vollständige Anleitung zur Algebra

von **Leonhard Euler.**

Neue Ausgabe.

Preis broschirt: 80 Pfennig. — In Ganzleinenband: 1 M. 20 Pf.

Rätselschatz.

Sammlung von Rätseln und Aufgaben.

Herausgegeben von **Dr. E. S. Freund.**

Preis broschirt: 1 M. — In Ganzleinenband: 1 M. 50 Pf.

Deutsches Reimlexikon

Herausgegeben von [illegible]

Preis broschirt: 40 Pf. — In Ganzleinenband: 80 Pf.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA CHAMPAIGN OAK STREET LIBRARY FACILITY

Philippson.

Erste Liebe.

Von

Iwan Turgenjeff.

Aus dem Russischen

von

Wilhelm Lange.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

LIBRARY U. OF I. URBANA-CHAMPAIGN

... Die Gäste hatten sich längst entfernt. Es schlug halb eins. Nur der Wirth sowie Sergey Nikolajewitsch und Wladimir Petrowitsch waren noch geblieben.

Der Wirth klingelte und befahl, die Reste des Abendbrots wegzunehmen.

„Die Sache ist also abgemacht," sprach er, sich bequemer in seinem Lehnstuhl zurecht setzend und seine Cigarre anzündend; „jeder von uns hat die Geschichte seiner ersten Liebe zu erzählen. Die Reihe ist an Ihnen, Sergey Nikolajewitsch."

Sergey Nikolajewitsch, ein corpulenter Mann mit rundem, aufgedunsenem Gesicht, sah zuerst den Wirth an und dann richtete er die Augen zur Decke.

„Ich hatte gar keine erste Liebe," begann er endlich; „ich begann gleich mit der zweiten."

„Wie ist das möglich?"

„Die Sache ist sehr einfach. Ich zählte achtzehn Jahre, als ich mich zum ersten Mal um die Gunst einer sehr hübschen Dame bemühte; aber ich machte ihr in der Weise den Hof, als sei mir diese Sache nicht mehr neu — ganz so, wie ich später andern den Hof machte. Um mich deutlicher auszudrücken: zum ersten und letzten Mal hatte ich mich in einem Alter von sechs Jahren in meine Wärterin verliebt — aber das ist schon lange her. Die Einzelheiten dieses Verhältnisses haben sich aus meinem Gedächtnis verwischt, und wenn ich mich ihrer auch erinnerte, wen könnten sie interessiren?"

„Aber was sollen wir dann machen?" begann der Wirth. „Meine erste Liebe hatte ebenfalls nicht viel Interessantes: ich hatte mich noch niemals verliebt, als ich die Bekannt-

schaft meiner jetzigen Frau machte -- und bei uns ging alles wie am Schnürchen: die Väter freiten für uns, wir gefielen einander bald ganz außerordentlich und traten deshalb ungesäumt in den Ehestand. Meine Geschichte ist also mit zwei Worten erzählt. Ich muß Ihnen gestehen, meine Herren, als ich die Frage von der ersten Liebe aufwarf, da hoffte ich auf Sie — ich will nicht sagen alten, aber auch nicht mehr jungen Junggesellen . . . Wollen Sie uns vielleicht etwas zum Besten geben, Wladimir Petrowitsch?"

„Meine erste Liebe gehört allerdings nicht zu den gewöhnlichen," antwortete mit einigem Zögern Wladimir Petrowitsch, ein vierzigjähriger Mann mit schwarzem, jedoch schon graumelirtem Haar.

„Ah!" riefen der Wirth und Sergey Nikolajewitsch zugleich. „Um so besser! . . . Erzählen Sie!"

„Gern . . . oder vielmehr, nein: ich will lieber nicht erzählen: darin bin ich kein großer Meister; ich erzähle entweder trocken und kurz, oder weitschweifig und falsch; wenn Sie jedoch erlauben, will ich alles, was mir in der Erinnerung geblieben, in ein Heftchen schreiben und Ihnen dann vorlesen."

Die Freunde wollten anfangs nicht darauf eingehen, allein Wladimir Petrowitsch bestand auf seiner Bedingung. Als sie nach vierzehn Tagen wieder zusammen kamen, hatte Wladimir Petrowitsch sein Versprechen wirklich erfüllt.

Das Heft enthielt Folgendes:

1.

Ich zählte damals sechszehn Jahre. Es war im Sommer 1833. Ich wohnte in Moskau bei meinen Eltern. Sie hatten sich in der Nähe des Kalugaschen Thores, dem Nesskutschni-Garten gegenüber, eine Villa gemiethet. Ich bereitete mich auf die Universität vor, studirte jedoch sehr wenig und ohne besondern Eifer.

Niemand beschränkte mich in meiner Freiheit. Ich that, was ich wollte, namentlich seitdem ich nicht mehr von meinem letzten Erzieher, einem Franzosen, beaufsichtigt wurde, der sich niemals mit dem Gedanken hatte versöhnen können, daß er „wie eine Bombe" — comme une bombe — in Rußland hineingefallen, und der sich den ganzen Tag mit erbittertem Gesichtsausdruck auf dem Bette wälzte. Mein Vater behandelte mich gleichgiltig-freundlich; meine Mutter beachtete mich fast gar nicht, obgleich ich das einzige Kind war: andere Sorgen nahmen sie vollständig in Anspruch.

Mein Vater, ein noch junger und sehr schöner Mann, hatte sie aus Berechnung geheirathet; sie war zehn Jahre älter als er. Meine Mutter führte ein trauriges Leben; unaufhörlich befand sie sich in Aufregung, war eifersüchtig und ärgerte sich — jedoch nicht in meines Vaters Gegenwart; sie fürchtete ihn sehr und er beobachtete eine strenge, kalte, reservirte Haltung ... Niemals habe ich einen so ausgesucht ruhigen, selbstbewußten und sich so vollkommen beherrschenden Mann gesehen.

Nie werde ich die ersten Wochen vergessen, die ich in unserer Villa verlebte. Das Wetter war herrlich; wir waren am neunten Mai, dem Nikolaustage, umgezogen. Ich ging spazieren — bald im Garten unsers Landhauses, bald hinter dem Schlagbaum, und nahm dann irgend ein Buch mit — in der Regel Kaidanoff's Lehrbuch der Weltgeschichte — schlug es jedoch nur selten auf; dagegen declamirte ich sehr oft mit lauter Stimme Gedichte, deren ich eine große Menge auswendig wußte; das Blut kochte in mir und mein Herz war voll Traurigkeit — voll süßer und zugleich froher Traurigkeit; immer erwartete und fürchtete ich irgend etwas, über alles wunderte ich mich, auf alles war ich gefaßt; meine Phantasie war in unaufhörlicher schneller Thätigkeit, sie umflatterte mich gleichsam beständig mit denselben Vorstellungen, wie um die Zeit

der Morgenröthe die Wasserschwalben den Kirchthurm umkreisen; ich wurde nachdenklich und betrübt, ja ich weinte sogar. Allein auch durch die Thränen und die Trauer, welche bald ein Lied, bald die Schönheit des Abends in mir wach riefen, drang gleich dem Frühlingsgrün das freudige Gefühl des jungen schäumenden Lebens.

Ich hatte ein Reitpferd; ich sattelte es mir selbst und ritt allein nach irgend einem fernen Punkte, galoppirte und wähnte mich einen Ritter im Turnier — wie froh wehte mir der Wind um die Ohren! — mit welcher Wonne nahm ich, das Gesicht zum Himmel gewendet, sein glänzendes Licht und seine Azurbläue in meine empfängliche Seele auf.

Wie ich mich erinnere, drängte sich in jener Zeit das Bild einer Frau, die Vorstellung von Frauenliebe fast niemals mit bestimmten Zügen meinem Geiste auf; aber in allem, was ich dachte, in allem, was ich empfand, barg sich das halbunbewußte, schamhafte Vorgefühl von etwas Neuem, unsäglich Süßem, Weiblichem ...

Dieses Vorgefühl, diese Erwartung durchdrang mein ganzes Sein; ich athmete es ein, es durchströmte mit jedem Blutstropfen meine Adern ... es sollte sich bald verwirklichen.

Unsere Villa bestand aus einem herrschaftlichen, hölzernen Hause mit Colonnaden und zwei niedrigen Flügeln. In dem linken Flügel befand sich eine kleine Fabrik, in welcher billige Tapeten verfertigt wurden ... Nicht selten besuchte ich dieselbe, um zu sehen, wie etwa zehn kränkliche, krausköpfige Knaben in schmutzigen Röcken und mit abgemagerten Gesichtern in einem fort auf hölzerne Hebel sprangen, welche die viereckigen Klötze der Presse drückten, und auf diese Weise durch die Schwere ihrer schwächlichen Körper die bunten Tapetenmuster auspreßten.

Der rechte Flügel stand leer und war zu vermiethen. Eines Tages — etwa drei Wochen nach dem neunten Mai

— wurden die Fensterläden dieses Flügels geöffnet und es kamen zwei Frauengesichter zum Vorschein — es mußte irgend eine Familie den Flügel bezogen haben. Ich erinnerte mich, daß die Mutter sich an diesem Tage während des Mittagessens bei dem Hausmeister erkundigte, wer unsere neuen Nachbarn seien, und als ich den Namen der Fürstin Sassjäkin vernahm, sagte sie nicht ohne eine gewisse Achtung: „Ah, eine Fürstin!“ ... Dann fügte sie jedoch hinzu: „Es muß eine sehr arme Fürstin sein.“

„Die Familie kam in drei Droschken an,“ bemerkte der Hausmeister, achtungsvoll die Schüssel reichend; „einen Wagen haben sie nicht, und die Möbel sind sehr einfach.“

„So,“ erwiderte die Mutter, „aber es ist immerhin besser —“

Der Vater sah sie kalt an: sie verstummte.

Und in der That, reich konnte die Fürstin Sassjäkin nicht sein. Der von ihr bezogene Flügel war so alt und klein und niedrig, daß auch nur einigermaßen bemittelte Leute sich nicht darin niedergelassen hätten. — Übrigens ging mir das alles an den Ohren vorbei. Der Fürstentitel machte wenig Eindruck auf mich — ich hatte vor kurzem Schiller's Räuber gelesen.

2.

Ich hatte die Gewohnheit, jeden Abend mit der Flinte in unserem Garten umherzustreifen, um den Krähen aufzulauern. Gegen diese vorsichtigen, raubgierigen, listigen Vögel empfand ich längst einen tiefen Haß. An dem genannten Tage hatte ich mich ebenfalls in den Garten begeben — und nachdem ich vergebens alle Alleen durchwandert (die Krähen hatten mich erkannt und ließen nur von ferne ein kurzes Krächzen hören), näherte ich mich zufällig einem niedrigen Zaun, welcher eigentlich unsere Besitzung von dem schmalen Streifen Garten trennte, der sich hinter dem rechten Flügel ausdehnte und zu demselben

gehörte. Gesenkten Kopfes schritt ich dahin. Plötzlich vernahm ich Stimmen: ich blickte über den Zaun und war wie versteinert — mir bot sich ein eigenthümliches Schauspiel.

Nur wenige Schritte von mir — zwischen grünen Himbeersträuchen — stand ein hohes, schlankes Mädchen in gestreiftem Rosakleide und mit einem weißen Tuche um den Kopf. Um sie herum standen vier junge Leute und sie klopfte sie der Reihe nach mit jenen kleinen grauen Blumen auf die Stirn, deren Namen ich nicht mehr weiß, die aber Kindern sehr wohl bekannt sind: diese Blumen bilden kleine Säckchen und platzen, wenn man damit an einen harten Gegenstand schlägt, mit einem lauten Knall.

Die jungen Leute boten ihre Stirn gern dar — und in den Bewegungen des Mädchens (ich sah sie von der Seite) lag etwas so Bezauberndes, Gebieterisches, Liebkosendes, Frohsinniges und Liebliches, daß ich vor Bewunderung und Vergnügen fast aufgeschrien hätte und ich glaube, ich hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn diese reizenden Fingerchen auch mich auf die Stirn geschlagen hätten. Die Flinte glitt mir aus den Händen und fiel ins Gras; ich vergaß alles, meine Blicke verschlangen diese schlanke Gestalt, diesen Hals, diese schönen Hände, dieses leichtgelöste blonde, unter dem weißen Tuch hervorquellende Haar, dieses halbgeschlossene große Auge, diese Wimpern, diese zarten Wangen ...

„Sie, junger Mann," sprach plötzlich neben mir irgend eine Stimme, „ist denn das anständig, in dieser Weise fremde Damen anzusehen?"

Ich erbebte am ganzen Körper und erstarrte ... neben mir hinter dem Zaun stand ein Mann mit kurzgeschnittenem schwarzem Haar und sah mich höhnisch an. In demselben Augenblick wandte sich auch das Mädchen zu mir um ... ich erblickte große graue Augen in einem erregten lebhaften Gesicht — und dieses ganze Gesicht erzitterte

plötzlich, fing an zu lachen, die weißen Zähne funkelten, die Brauen zogen sich etwas komisch in die Höhe ... ich wurde feuerroth, hob meine Flinte auf und lief, von lautem, jedoch nicht boshaftem Lachen verfolgt, fort in mein Zimmer, warf mich aufs Bett und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Heftig pochte mir das Herz; ich fühlte mich so beschämt, und doch war mir so froh zu Muth: ich empfand eine noch nie gekannte Erregung.

Nachdem ich ausgeruht, machte ich Toilette, säuberte mich und begab mich zum Thee hinunter. Das Bild des jungen Mädchens schwebte mir vor Augen; mein Herz hörte auf zu pochen, aber ein eigenthümlich-angenehmes Gefühl durchdrang mich.

„Was fehlt dir?“ fragte plötzlich mein Vater. „Hast du eine Krähe geschossen?“

Gern hätte ich ihm alles erzählt, aber ich hielt an mir und lächelte nur vor mich hin.

Als ich schlafen ging, drehte ich mich, ich weiß selbst nicht weshalb, dreimal auf einem Bein herum, pomadisirte mich, legte mich hin und schlief die ganze Nacht wie ein Klotz. Gegen Tagesanbruch erwachte ich für einen Augenblick, erhob den Kopf, blickte mich entzückt um und schlief wieder ein.

3.

Wie soll ich mit ihr bekannt werden? — das war mein erster Gedanke, als ich am Morgen erwachte.

Vor dem Thee begab ich mich in den Garten, doch kam ich dem Zaun nicht zu nahe. Ich bemerkte niemand.

Nach dem Thee ging ich auf der Straße vor dem Landhause einige Male auf und ab und schielte von ferne nach den Fenstern ... Hinter dem Vorhang zeigte sich ihr Gesicht, und voller Schreck entfernte ich mich schnell wieder. Aber kennen lernen muß ich sie, dachte ich, unruhig auf der sandigen Ebene hinschreitend, welche vor Nesktutschni

ausbreitet ... Aber wie? Das ist die Frage. Ich rief mir die kleinsten Einzelheiten unserer gestrigen Begegnung wieder ins Gedächtnis: merkwürdigerweise erinnerte ich mich besonders deutlich daran, wie sie über mich gelacht hatte ...

Allein während ich mich aufregte und allerlei Pläne machte, hatte das Schicksal bereits für mich gesorgt.

In meiner Abwesenheit hatte die Mutter von ihrer neuen Nachbarschaft einen mit schwarzbraunem Lack gesiegelten Brief erhalten, der auf jenes graue Papier geschrieben war, wie man es nur zu Postanweisungen benutzt. In diesem Briefe, der mit unsauberer Schrift und in ungrammatikalischer Sprache abgefaßt war, bat die Fürstin meine Mutter um ihren Schutz: nach der Behauptung der Fürstin war meine Mutter sehr gut bekannt mit gewissen hoch gestellten Personen, und von diesen hing ihr und ihrer Kinder Schicksal ab, da sie sehr wichtige Prozesse anhängig gemacht habe.

„Ich wende mich an Sie," schrieb sie, „als eine adlige Dame an eine adlige Dame und daher ist es mir angenehm, diese Gelegenheit zu benutzen."

Am Schluß bat sie meine Mutter um die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen. Ich fand meine Mutter in unangenehmer Stimmung: der Vater war nicht zu Hause und so hatte sie niemanden, mit dem sie sich hätte berathen können. Einer adligen Dame und noch dazu einer Fürstin nicht antworten, das ging unmöglich an; aber wie antworten — das setzte meine Mutter in Verlegenheit. Ein Billet in französischer Sprache abzufassen, schien ihr nicht angemessen und in der russischen Orthographie war meine Mutter ebenfalls nicht sehr stark, was sie sehr wohl wußte, und compromittiren mochte sie sich nicht.

Sie war über mein Kommen sehr erfreut. Sie befahl mir, sofort zur Fürstin zu gehen und ihr mündlich zu erklären, daß meine Mutter stets bereit sei, „Ihrer Durch-

laucht" nach Maßgabe ihrer Kräfte einen Dienst zu erweisen, und sie bäte, gegen ein Uhr zu ihr zu kommen.

Daß meine geheimen Wünsche so unerwartet in Erfüllung gingen, erschreckte und erfreute mich zugleich; aber ich ließ nicht die Verwirrung merken, die mich ergriffen hatte, und begab mich zuvor in mein Zimmer, um eine neue Halsbinde und mein Röckchen anzuziehen — zu Hause ging ich noch im Jaquet und Umschlagkragen umher, obwohl ich dieselben durchaus nicht leiden mochte.

4.

Als ich in das enge, unsaubere Vorzimmer des Flügels trat, erbebte ich unwillkürlich am ganzen Körper. Ich fand darin einen alten greisen Diener mit dunkelm kupferfarbigem Gesicht, kleinen mürrischen Schweinsaugen und tiefen Runzeln auf Stirn und Schläfen, — Runzeln, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. — Auf einem Teller hatte er einen abgenagten Heringsrücken, und indem er den Fuß vor die Thür stellte, welche in das anstoßende Zimmer führte, sprach er mit gebrochener Stimme:

„Was wünschen Sie?"

„Ist die Fürstin Sassjäkin zu Hause?" fragte ich.

„Wonifäti!" schrie hinter der Thür eine drohende weibliche Stimme.

Der Diener wandte mir, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken, wobei ich bemerkte, daß die nur mit einem einzigen rothen Wappenknopf versehene Livrée an der Rückseite stark abgetragen war. Dann stellte er den Teller auf den Boden und ging hinaus.

„Bist du im Polizeibureau gewesen?" wiederholte dieselbe weibliche Stimme.

Der Diener brummte irgend etwas.

„Was? ... Besuch ist da?" ließ sich die Stimme wieder vernehmen ... „Der junge Herr von hier nebenan? ... Nun, ich lasse bitten!"

„Treten Sie gefälligst in den Salon!“ sprach der Diener, als er wieder sichtbar wurde, und dann hob er den Teller wieder vom Boden auf.

Ich zupfte Rock und Halstuch zurecht und trat in den Salon.

Es war ein kleines, nicht sehr sauberes Zimmer mit armseligen, gleichsam schnell zusammen gestellten Möbeln. Am Fenster saß in einem Lehnstuhl mit abgebrochenem Griffe eine Frau von etwa fünfzig Jahren, häßlich und ohne Kopfputz, in grünem altem Kleide und mit einem bunten Tuch aus Kameelgarn um den Hals. Sie heftete durchdringend ihre kleinen schwarzen Augen auf mich.

Ich trat näher und verbeugte mich.

„Habe ich die Ehre, mit der Fürstin Sassjäkin zu sprechen?“

„Ja, ich bin die Fürstin Sassjäkin; und Sie sind wohl der Sohn des Herrn W.?“

„Ganz recht. Ich komme im Auftrage meiner Mutter.“

„Bitte, nehmen Sie Platz ... Wonifati! Wo sind meine Schlüssel?“

Ich theilte der Frau Sassjäkin meiner Mutter Antwort auf ihre Zuschrift mit. Sie hörte mich bis zu Ende an, wobei sie mit den dicken rothen Fingern auf dem Fensterbrett trommelte; und als ich zu Ende war, richtete sie nochmals ihre Blicke auf mich.

„Sehr schön; ich werde unbedingt kommen,“ sprach sie schließlich. „Aber wie jung Sie noch sind! ... Wie alt sind Sie denn eigentlich, wenn ich fragen darf?“

„Sechzehn Jahre,“ antwortete ich mit unwillkürlichem Zögern.

Die Fürstin zog einige geschriebene, aber schmutzige Papiere aus der Tasche, hielt sie sich dicht vor die Nase und begann sie zu ordnen.

„Das ist ein schönes Alter,“ sprach sie plötzlich, sich auf dem Stuhl drehend und hin- und herbewegend. „Bitte,

machen Sie durchaus keine Umstände. Es ist sehr einfach bei mir."

Zu einfach, dachte ich, mit unwillkürlichem Widerwillen ihre ganze ungestaltete Figur überblickend.

In diesem Augenblick wurde plötzlich die andere Thür des Salons geöffnet und auf der Schwelle erschien das Mädchen, das ich am Abend zuvor im Garten gesehen. Sie erhob die Hand und über ihr Gesicht zuckte ein ironisches Lächeln.

„Das ist meine Tochter," sprach die Fürstin, mit dem Ellenbogen auf das Mädchen deutend. „Sinotschka, das ist der Sohn unseres Nachbars, des Herrn W."

„Wie heißen Sie, wenn ich fragen darf?"

„Wladimir," antwortete ich, aufstehend und vor Erregung flüsternd.

„Und Ihr Vatersname?"

„Petrowitsch."

„Bei uns war ein bekannter Polizeimeister, der ebenfalls Wladimir Petrowitsch hieß. — Wonifati! Brauchst die Schlüssel nicht zu suchen; ich habe sie hier in der Tasche."

Das junge Mädchen fuhr fort, mich ironisch anzusehen, wobei sie leicht blinzelte und den Kopf ein wenig zur Seite neigte.

„Ich habe Herrn Woldemar bereits gesehen," begann sie. (Der silberne Klang ihrer Stimme durchzuckte mich wie ein süßer Schauer.) „Sie erlauben mir, Sie so zu nennen?"

„Bitte sehr!" stotterte ich.

„Warum denn?" sprach die Fürstin.

Ihre Tochter antwortete nicht.

„Sind Sie jetzt beschäftigt?" sprach sie, mich noch immer ansehend.

„Durchaus nicht."

„Wollen Sie mir helfen, Wolle zu wickeln? Kommen Sie hierher zu mir."

Sie winkte mir mit dem Kopfe und ging aus dem Salon. Ich folgte ihr.

In dem Zimmer, in welches wir eintraten, waren ein wenig bessere und mit größerem Geschmack aufgestellte Möbel. Übrigens vermochte ich in diesem Augenblick fast nichts zu bemerken: ich bewegte mich wie im Traume und empfand in meinem ganzen Körper eine unendliche Glückseligkeit.

Die junge Fürstin setzte sich und holte ein Bündel rother Wolle, und auf einen Stuhl ihr gegenüber zeigend, löste sie es mühsam und legte es mir auf die Hände. Dies alles that sie schweigend, mit einer gewissen komischen Langsamkeit, und mit demselben fröhlichen, listigen, ironischen Lächeln um die kaum geöffneten Lippen. Sie begann die Wolle auf eine gerollte Karte zu wickeln und sah mich plötzlich mit solch klarem hellem Blicke an, daß ich unwillkürlich die Augen senkte. Als ihre fast ganz zusammen gekniffenen Augen sich in ihrer ganzen Größe öffneten, da änderte sich ihr Gesicht ganz und gar — es ergoß sich gleichsam ein Licht über dasselbe.

„Was dachten Sie gestern von mir, Herr Woldemar?“ fragte sie nach kurzem Schweigen. „Sie haben mich sicherlich verurtheilt?“

„Ich ... Fürstin ... Ich dachte nichts ... Wie könnte ich ...“ antwortete ich verwirrt.

„Hören Sie,“ erwiderte sie, „Sie kennen mich noch nicht: ich bin sehr wunderlich, ich verlange, daß man mir stets die Wahrheit sage. Wie ich höre, sind Sie sechzehn Jahre alt, ich aber zähle bereits einundzwanzig: Sie sehen, ich bin viel älter als Sie, und deshalb müssen Sie mir immer die Wahrheit sagen ... Und mir gehorchen,“ fügte sie hinzu ... „Sehen Sie mich an ... Warum sehen Sie mich nicht an?“

Ich wurde noch verwirrter, richtete jedoch die Augen auf sie. Sie lächelte, jedoch nicht mit dem früheren, sondern mit einem anderen, wohlwollenden Lächeln.

„Sehen Sie mich an," sprach sie, freundlich die Stimme dämpfend; „das ist mir nicht unangenehm. Ihr Gesicht gefällt mir; ich fühle, wir werden Freunde. Und ich, gefalle ich Ihnen?" fügte sie schelmisch hinzu.

„Fürstin ..." begann ich.

„Zunächst: nennen Sie mich Sinaïde Alexandrowna, und zweitens — was ist das für eine Gewohnheit von einem Knaben" — (sie verbesserte sich) — „von einem jungen Mann, nicht geradeaus das zu sagen, was Sie fühlen? Das muß man Erwachsenen überlassen. Gefalle ich Ihnen nicht?"

Obgleich es mir sehr angenehm war, daß sie so viel mit mir sprach, so fühlte ich mich doch ein wenig beleidigt. Ich wollte ihr zeigen, daß sie es nicht mit einem Knaben zu thun habe, und eine möglichst ungezwungene, ernste Miene annehmend, sagte ich:

„Natürlich gefallen Sie mir, Sinaïde Alexandrowna; das kann ich gar nicht läugnen."

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Haben Sie einen Erzieher?" fragte sie plötzlich.

„Nein, ich habe schon längst keinen Erzieher mehr."

Ich log; es war noch kein Monat seit der Zeit verflossen, da ich mich der Leitung meines französischen Lehrers entzogen hatte.

„O! Ja, ich sehe, Sie sind vollständig erwachsen."

Sie klopfte mir leicht auf die Finger.

„Halten Sie die Hände gerade!"

Und damit begann sie eifrig den Knäuel aufzuwickeln.

Ich machte mir den Umstand, daß sie nicht aufblickte, zu Nutzen. Ich begann sie zu betrachten; anfangs verstohlen; dann immer kühner und kecker. Ihr Antlitz erschien mir noch reizender, als am Abend vorher: alles an ihm war so fein, so klug und lieblich!

Sie hatte den Rücken dem Fenster zugewendet, das mit einem weißen Rouleau verhangen war; der durch dieses

Rouleau dringende Sonnenstrahl übergoß mit mildem Licht ihre wolligen, goldig schimmernden Haare, ihren jungfräulichen Hals, ihre gesenkten Schultern und ihre zarte, ruhig athmende Brust ... Ich betrachtete sie — und wie nah war sie mir! — mir war, als ob ich sie schon seit langer Zeit kennte, und als ob ich bis zu ihrer Bekanntschaft nichts gekannt und erlebt hätte ... Sie hatte ein dunkles bereits abgetragenes Kleid an und eine Schürze vor: wie gern hätte ich jede Falte dieser Schürze und dieses Kleides gestreichelt. Die Spitzen ihrer Stiefelchen blickten unter ihrem Kleide hervor: mit einer Art Verehrung verbeugte ich mich vor diesen Stiefelchen: da sitze ich vor ihr, dachte ich, jetzt bin ich mit ihr bekannt ... Mein Gott, welches Glück! Fast wäre ich vor Entzücken vom Stuhl aufgesprungen, aber ich schaukelte nur ein wenig mit den Beinen, wie ein Kind, das nascht.

Mir war so wohl wie dem Fisch im Wasser, und ich hätte in alle Ewigkeit aus diesem Zimmer nicht fortgehen, diesen Platz nicht verlassen mögen.

Langsam erhob sie ihre Lider, und freundlich, strahlend blickten mich ihre hellen Augen wieder an, und von neuem lächelte sie.

„Wie Sie mich ansehen," sprach sie und drohte mit dem Finger.

Ich erröthete ... Sie begreift alles, sie sieht alles, zuckte es mir durch den Kopf. Und wie sollte sie auch nicht alles begreifen und sehen!

Plötzlich klopfte irgend etwas im anstoßenden Zimmer, — es klirrte ein Säbel.

„Sina!" rief die Fürstin im Salon; „Bjelowsoroff hat dir ein Kätzchen gebracht."

„Ein Kätzchen!" rief Sinaïde, und blitzschnell vom Stuhl aufspringend, warf sie mir den Knäuel auf die Kniee und lief hinaus.

Ich stand ebenfalls auf und legte das Bündel Garn und

den Knäuel auf das Fensterbrett, trat in den Salon und blieb verwundert stehen: Mitten im Zimmer lag, die Pfötchen auseinander gespreizt, ein kleines Kätzchen.

Sinaïde lag vor ihm auf den Knieen und erhob vorsichtig sein Schnäuzchen. Neben der Fürstin stand, fast die ganze Wand zwischen den Fenstern einnehmend, ein blonder, krausköpfiger, kräftiger Husar mit rother Stirn und Glotzaugen.

„Welch' ein possierliches Thierchen!" rief Sinaïde ein über das andere Mal; „und seine Augen sind nicht grau, sondern grün, und welch große Ohren! Ich danke Ihnen, Victor Jegoritsch! Sie sind sehr liebenswürdig!"

Der Husar, in welchem ich einen von den jungen Leuten erkannte, die ich am Abend vorher gesehen, lächelte und verbeugte sich, wobei er mit den Sporen an einander schlug und mit den Ringen seines Säbels klirrte.

„Sie waren gestern so freundlich, zu sagen, Sie wünschten sich ein gestreiftes Kätzchen mit großen Ohren — da ist es. Sie wissen, Ihr Wunsch ist mir Befehl."

Und wiederum verbeugte er sich.

Das Kätzchen miaute leise und begann die Diele zu beriechen.

„Es ist hungrig!" rief Sinaïde; „Wonifati! Sonja, bringe Milch!"

Das Stubenmädchen in einem alten gelben Kleide und mit einem verschossenen Tüchelchen um den Hals trat mit einer Schüssel voll Milch ins Zimmer und setzte es vor das Kätzchen. Das Kätzchen erbebte und begann zu lecken.

„Welch eine rosige kleine Zunge es hat," bemerkte Sinaïde, den Kopf fast bis zur Diele neigend und ihm von der Seite dicht unter die Nase sehend.

Das Kätzchen hatte sich gesättigt und begann zu schnurren, wobei es zierlich die Pfötchen umstellte.

Sinaïde erhob sich, wandte sich zu dem Stubenmädchen und sagte gleichgiltig:

„Bringe es fort.“

„Für das Kätzchen darf ich mir doch wohl Ihr Händchen erbitten?“ sprach der Husar schmunzelnd und seinen ganzen mächtigen, fest in eine neue Uniform gepreßten Körper empor reckend.

„Beide,“ erwiderte Sinaïde und reichte ihm die Hände. So lange er dieselben küßte, sah sie mich über die Schulter hin an.

Ich stand unbeweglich auf demselben Fleck und wußte nicht, ob ich innerlich lachen, oder irgend etwas sagen oder schweigen sollte. Plötzlich wurde ich durch die geöffnete Thür des Vorzimmers der Gestalt unseres Dieners Feodor ansichtig. Er gab mir ein Zeichen.

Mechanisch trat ich zu ihm hinaus.

„Was willst du?“ fragte ich.

„Ihre Frau Mama schickt mich hierher,“ sagte er flüsternd. „Sie ist böse, daß Sie mit der Antwort nicht zurückkommen.“

„Bin ich denn schon lange hier?“

„Über eine Stunde.“

„Über eine Stunde!“ wiederholte ich unwillkürlich, und in den Salon zurückkehrend, begann ich mich zu verabschieden und mit den Füßen zu scharren.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte die Tochter, hinter dem Husaren hervorblickend.

„Ich muß nach Hause. Ich werde also sagen,“ fügte ich, mich zu der Alten wendend, hinzu, „daß Sie gegen zwei Uhr kommen würden.“

„Ja, sagen Sie das!“

Die Fürstin zog schnell eine Tabaksdose hervor und schnupfte so geräuschvoll, daß ich erbebte.

„Ja, sagen Sie das,“ wiederholte sie stöhnend und mit den feuchten Augen blinzelnd.

Noch einmal verbeugte ich mich, drehte mich um und verließ das Zimmer mit jenem unangenehmen Gefühl im

Rücken, das man als junger Mensch empfindet, wenn man fühlt, daß andere einem nachblicken.

„Vergessen Sie aber nicht, Herr Woldemar, uns wieder zu besuchen," rief Sinaïde und begann von neuem zu lachen.

Was mag sie nur immer zu lachen haben? dachte ich, in Begleitung Fedor's, welcher kein Wort mit mir sprach, sondern mir mit stummer unzufriedener Miene folgte, nach Hause zurückkehrend.

Die Mutter schalt mich aus und war über mein Ausbleiben sehr erstaunt: was konnte mich nur so lange in der Wohnung der Fürstin zurückgehalten haben?

Darauf blieb ich ihr die Antwort schuldig, und begab mich dann in mein Zimmer. Plötzlich wurde mir so traurig zu Muth ... Nur mit Mühe vermochte ich die Thränen zurückzudrängen ... Ich war eifersüchtig auf den Husaren.

5.

Ihrem Versprechen gemäß besuchte die Fürstin meine Mutter. Sie gefiel ihr nicht. Ich wohnte ihrer Unterredung nicht bei; aber bei Tische erzählte die Mutter dem Vater, die Fürstin Sassjäkin scheine ihr „une femme très-vulgaire," sie habe sie durch ihre Bitten, sich beim Fürsten Sergey für sie zu verwenden, außerordentlich gelangweilt, sie habe allerlei Geschäfte und Prozesse — de vilaines affaires d'argent — und sie müsse eine sehr große Intrigantin sein. Indeß fügte meine Mutter hinzu, daß sie sie doch nebst ihrer Tochter für morgen zum Diner eingeladen habe — (bei den Worten „nebst ihrer Tochter" bog ich die Nase zum Teller hinab) — da sie immerhin unsere Nachbarin sei und einen Namen habe.

Hierauf erklärte mein Vater, er erinnere sich jetzt, wer diese Dame sei; in seiner Jugend habe er den verstorbenen Fürsten Sassjäkin gekannt; es sei ein vorzüglich erzogener aber hohler, fader Mensch gewesen; in der Gesellschaft hätte

man ihn, wegen seines langen Aufenthalts in Paris, den „Pariser“ genannt; er sei zwar sehr reich gewesen, habe jedoch sein ganzes Vermögen verspielt, und aus irgend einem Grunde, vielleicht des Geldes wegen, die Tochter irgend eines Verwaltungsbeamten geheirathet — übrigens hätte er eine bessere Wahl treffen können, fügte mein Vater mit einem kalten Lächeln hinzu — und sich dann in Speculationen eingelassen und vollständig ruinirt.

„Wenn sie nur kein Geld zu leihen wünscht,“ bemerkte meine Mutter.“

„Das ist sehr wohl möglich,“ versetzte ruhig mein Vater. „Spricht sie französisch?“

„Sehr schlecht.“

„Hm. Übrigens ist das gleichgiltig. Sagtest du nicht, du hättest auch ihre Tochter eingeladen? Es ist mir versichert worden, sie sei ein sehr liebenswürdiges und gebildetes Mädchen.“

„Ah! Dann muß sie der Mutter nicht gleichen.“

„Und dem Vater auch nicht,“ erwiderte mein Vater. „Gebildet war er ebenfalls, aber dumm.“

Die Mutter seufzte und wurde nachdenklich.

Der Vater schwieg. Mir war während dieses Gesprächs sehr unbehaglich zu Muth.

Nach dem Essen begab ich mich in den Garten, aber ohne meine Flinte. Ich nahm mir vor, mich dem „Sassjäkin'schen Garten“ nicht zu nähern; aber eine unwiderstehliche Macht zog mich dorthin — und nicht umsonst. Kaum war ich an den Zaun getreten, als ich Sinaïde erblickte. Diesmal war sie allein. Sie hatte ein kleines Buch in den Händen und schritt auf einem Pfade langsam dahin. Sie bemerkte mich nicht.

Ich hätte sie fast an mir vorübergehen lassen; aber plötzlich überlegte ich es mir anders und hüstelte. Sie wandte sich um, blieb jedoch nicht stehen, ordnete mit der Hand das breite hellblaue Band an ihrem runden Stroh-

hut, sah mich an, lächelte kaum merklich und blickte wieder in ihr Buch.

Ich nahm die Mütze ab, blieb eine Weile stehen, wandte mich dann um und ging mit schwerem Herzen fort.

„Que suis-je pour elle?“ dachte ich — Gott mag wissen warum — auf französisch.

Da vernahm ich hinter mir bekannte Schritte: ich blickte mich um — mit seinem schnellen leichten Gang kam mein Vater auf mich zu.

„Ist das die Tochter der Fürstin?“ fragte er mich.

„Ja.“

„Kennst du sie denn?“

„Ich sah sie heute morgen bei der Fürstin.“

Mein Vater blieb stehen, dann drehte er sich jäh auf dem Absatz um und ging wieder zurück.

Als er sich Sinaïde genähert, grüßte er sie höflich. Sie erwiederte seinen Gruß, jedoch nicht ohne eine gewisse Verwunderung, und ließ das Buch fallen. Ich sah, wie sie ihm mit den Augen folgte. Mein Vater ging immer sehr elegant, eigenartig und doch einfach gekleidet; niemals erschien mir seine Gestalt so wohlgeformt, niemals saß ihm sein grauer Hut so schön auf den nur wenig gelichteten Locken. Ich wollte mich zu Sinaïde begeben, aber sie blickte mich nicht einmal an, hob ihr Buch wieder auf und entfernte sich.

6.

Den ganzen Abend und den ganzen folgenden Morgen befand ich mich in einer gewissen verzagten Betäubung. Wie ich mich erinnere, versuchte ich zu arbeiten und nahm den Kaidanoff vor — aber vergebens schimmerten die weitläufigen Zeilen und Seiten des berühmten Lehrbuchs mir vor den Augen. Zehnmal nach einander las ich die Worte: „Cäsar zeichnete sich durch kriegerische Tapferkeit aus“, — ich begriff nichts und warf endlich das Buch fort.

Vor dem Mittagessen pomadisirte ich mich wieder und zog wieder den Rock an und band das Halstuch um.

„Was hat das für einen Zweck?“ fragte die Mutter. „Du bist noch nicht Student und Gott weiß, ob du das Examen bestehst. Übrigens hast du ja erst vor kurzem eine neue Jacke bekommen. Die kann man doch nicht einfach fortwerfen!“

„Es werden Gäste kommen,“ flüsterte ich fast verzweifelt.

„Dummes Zeug! Was sind denn das für Gäste!“

Ich mußte mich fügen. Ich vertauschte mein Röckchen wieder mit der Jacke. Die Cravatte jedoch behielt ich um.

Eine halbe Stunde vor dem Essen erschien die Fürstin mit ihrer Tochter. Außer dem grünen, mir bereits bekannten Kleide hatte die Alte einen grünen Shawl umgeworfen und eine altmodische Haube mit feuerfarbenen Bändern aufgesetzt. Sie begann von ihren Wechseln zu reden. Sie seufzte und klagte und jammerte über ihre Armuth, genirte sich jedoch in keiner Weise: sie schnupfte ebenso geräuschvoll Tabak, drehte und bewegte sich ebenso frei auf ihrem Stuhl herum wie zu Hause. Sie schien sich gar nicht zu erinnern, daß sie eine Fürstin sei.

Dagegen beobachtete Sinaïde eine sehr strenge, fast hochmüthige Haltung, sie benahm sich wie eine echte Fürstentochter. Auf ihrem Gesicht las ich Ernst und kalte Unbeweglichkeit — ich vermochte sie, ihre Blicke, ihr Lächeln nicht wieder zu erkennen, obgleich sie mir auch in dieser neuen Gestalt sehr schön erschien.

Sie trug ein leichtes Baregekleid mit blaßblauem Muster. Ihr Haar fiel in langen Locken nach englischer Weise an den Wangen herab: diese Frisur nahm sich neben dem kalten Gesichtsausdruck sehr gut aus.

Während des Essens saß mein Vater neben ihr, und mit der ihm eigenen, eleganten, ruhigen Höflichkeit unterhielt er seine Nachbarin. Nur von Zeit zu Zeit blickte er sie an — und auch sie sah ihn nur dann und wann an,

aber so seltsam, ja fast feindselig! Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt; wie ich mich entsinne, setzte mich Sinaïde durch die Reinheit ihrer Aussprache in Erstaunen. Wie bisher, so genirte sich die Fürstin in keiner Weise. Sie aß viel und lobte die Speisen. Meine Mutter wurde ihrer sichtlich überdrüssig und antwortete ihr mit einer gewissen traurigen Mißachtung; mein Vater zog ab und zu kaum merklich die Brauen zusammen.

Auch Sinaïde gefiel der Mutter nicht.

„Das ist ein stolzes Mädchen," sagte sie am folgenden Tage, „und worauf mag sie nur stolz sein? Das möchte ich wirklich wissen — avec sa mine de grisette!"

„Du hast offenbar noch nie eine Grisette gesehen," bemerkte mein Vater.

„Gott sei Dank, nein!"

„Natürlich: Gott sei Dank ... aber wie kannst du denn über sie urtheilen?"

Mir schenkte Sinaïde nicht die geringste Beachtung. Bald nach dem Essen verabschiedete sich die Fürstin wieder.

„Ich hoffe auf Ihren Schutz, Maria Nikolajewna, Peter Wassilitsch," sagte sie in einem fort zur Mutter und zum Vater. „Was beginnen! Es waren schwere Zeiten, aber sie sind vorüber gegangen. Da bin ich nun eine Durchlaucht," fügte sie mit unangenehmem Lachen hinzu; „aber was ist das für eine Ehre, wenn man nichts zu essen hat!"

Mein Vater verbeugte sich achtungsvoll vor ihr und begleitete sie bis an die Thür des Vorzimmers. Ich stand da in meiner kurzen Jacke und sah vor mich auf den Boden wie ein zum Tode Verurtheilter. Sinaïdens Benehmen mir gegenüber hatte mich vollständig vernichtet. Wie groß aber war mein Erstaunen, als sie im Vorübergehen schnell und mit dem früheren freundlichen Ausdruck in ihren Augen mir zuflüsterte:

„Kommen Sie gegen acht Uhr zu uns, — aber ganz bestimmt, hören Sie!" ...

Ich vermochte nur die Hände zusammen zu schlagen — aber sie entfernte sich bereits, wobei sie sich die weiße Schärpe um den Kopf warf.

7.

Punkt acht Uhr trat ich im Rock und mit hoch über die Stirn empor gestrichenen Haarbüscheln in das Vorzimmer des Flügels, den die Fürstin bewohnte. Der Diener sah mich mürrisch an und stand nur widerwillig von der Bank auf. Im Salon ließen sich fröhliche Stimmen vernehmen. Ich öffnete die Thür und trat vor Erstaunen zurück. Mitten im Zimmer stand die junge Fürstin auf einem Stuhl und hielt einen Herrenhut vor sich; um den Stuhl drängten sich fünf Männer. Sie versuchten die Hände in den Hut hinein zu stecken und sie hob ihn in die Höhe und schüttelte ihn heftig. Als sie mich erblickte, rief sie:

„Warten Sie, warten Sie! Da ist ein neuer Gast, der muß auch ein Billet haben!" und leicht vom Stuhl springend, faßte sie mich an den Ärmelaufschlägen meines Rockes. „So kommen Sie doch! Was stehen Sie da? ... Meine Herren, erlauben Sie, daß ich Sie mit einander bekannt mache! Dies ist Herr Woldemar, der Sohn unseres Nachbars — und dies," fügte sie hinzu, indem sie sich zu mir umwandte und der Reihe nach die Herren vorstellte, — „dies ist Graf Malewski, Dr. Luschin, der Dichter Maidanoff, der Hauptmann a. D. Nirmatzki und der Husar Bjelowsoroff, den Sie bereits gesehen haben. Bitte, lieben und achten Sie sich!"

Ich war so verwirrt, daß ich niemand grüßte; in dem Dr. Luschin erkannte ich denselben schwarzbraunen Herrn, der mich im Garten so unbarmherzig beschämt hatte; die übrigen waren mir unbekannt.

„Graf," fuhr Sinaïde fort, „schreiben Sie Herrn Woldemar ein Billet."

„Das ist ungerecht," erwiderte mit leichtem polnischem Accent der Graf, ein sehr schöner, elegant gekleideter brünetter Mann mit ausdrucksvollen braunen Augen, kleiner schmaler Nase und einem dünnen Schnurrbart über dem kleinen Munde. „Sie spielen nicht Pfänder mit uns."

„Es ist ungerecht," wiederholten Bjelowsoroff und der Hauptmann a. D., ein Mann von etwa vierzig Jahren, pockennarbig bis zur Häßlichkeit, krausköpfig wie ein Araber, etwas bucklig, mit krummen Füßen, und mit einem nicht zugeknöpften Militärrock ohne Epauletten angethan.

„Schreiben Sie ein Billet, sag ich Ihnen," wiederholte Sinaïde, „was ist das für eine Empörung?"

„Herr Woldemar ist zum ersten Mal bei uns und heute gilt für ihn das Gesetz nicht."

„Nicht gemurrt; schreiben Sie, ich will's!"

Der Graf zuckte die Achseln, beugte jedoch gehorsam den Kopf, nahm eine Feder zur Hand, riß einen Streifen Papier ab und begann darauf zu schreiben.

„Gestatten Sie wenigstens, daß ich Herrn Woldemar erkläre, um was es sich handelt," begann Luschin in spöttischem Ton. — „Sehen Sie, junger Mann, wir spielen Pfänder; die Fürstin unterwarf sich einer Strafe und derjenige, dem das Glücksbillet zu Theil wird, hat das Recht, ihr die Hand zu küssen ... Haben Sie verstanden, was ich Ihnen sagte?"

Ich sah ihn nur an und stand da noch immer wie ein Betäubter. Sinaïde sprang wieder auf den Stuhl und begann von neuem den Hut zu schütteln. Alle umringten sie. Auch ich drängte mich heran.

„Maidanoff," sagte die junge Fürstin zu einem schlanken jungen Mann mit hagerem Gesicht, kleinen matten Augen und außerordentlich langem schwarzem Haar. „Sie als Dichter müssen großmüthig sein und Ihr Billet Herrn Woldemar abtreten, damit er statt einer zwei Chancen hat."

Aber Maidanoff bewegte ablehnend den Kopf und schüt-

telte sein Haar. Ich steckte nach den andern die Hand in den Hut und nahm ein Billet und faltete es auseinander ... mein Gott, was geschah mit mir, als ich hinein blickte, und das Wort „Kuß" las!

„Kuß!" schrie ich unwillkürlich auf.

„Bravo! Er hat gewonnen!" fiel die junge Fürstin ein, „wie mich das freut!"

Sie stieg vom Stuhl herunter und blickte mir so hell und liebevoll in die Augen, daß mir das Herz zu springen drohte.

„Und Sie, freuen Sie sich ebenfalls?" fragte sie mich.

„Ich?" lallte ich, „ich ..."

„Verkaufen Sie mir Ihr Billet!" platzte dicht an meinem Ohr plötzlich Bjelowsoroff heraus. „Ich gebe Ihnen hundert Rubel dafür!"

Ich antwortete dem Husaren mit einem so entrüsteten Blicke, daß Sinaïde in die Hände klatschte und Luschin ausrief:

„Bravo, bravo! ... Aber," fuhr er fort, „als Ceremonienmeister ist es meine Pflicht, darüber zu wachen, daß alle Regeln genau beobachtet werden. Herr Woldemar, lassen Sie sich auf ein Knie herab, so ist's bei uns Gesetz."

Sinaïde stellte sich vor mich, neigte ein wenig den Kopf zur Seite — allem Anschein nach, um mich besser beobachten zu können — und reichte mir mit wichtiger Miene die Hand. Es wurde mir trübe vor den Augen; ich wollte mich auf ein Knie herablassen, fiel auf beide und berührte so ungeschickt mit den Lippen Sinaïdens Finger, daß ich mir mit ihrem Nagel leicht die Nasenspitze kratzte.

„Gut!" schrie Luschin und half mir aufstehen.

Das Pfänderspiel wurde fortgesetzt. Sinaïde setzte sich neben mich.

Welche Strafen erfand sie nicht! Unter anderm mußte sie eine „Statue" darstellen — und da wählte sie sich zum Piedestal den häßlichen Nirmatzki; Sinaïde befahl ihm, sich hinzulegen, und noch dazu mit dem Gesicht nach unten.

Das laute Lachen hörte nicht einen Augenblick auf. Mir, dem einsam und nüchtern erzogenen Knaben, der in einem herrschaftlichen, würdevollen Hause erzogen war, stieg all dieser Lärm, diese ungebundene, fast ungestüme Fröhlichkeit, dieser ungewohnte Verkehr mit unbekannten Leuten förmlich zu Kopfe.

Ich war wie von Wein berauscht. Ich begann lauter zu lachen und zu lärmen als die Übrigen, so daß sogar die alte Fürstin, welche mit irgend einem Kanzleidiener von dem Iwerskischen Thor, der zu einer Berathung zugezogen war, heraus kam, um nach mir zu sehen. Aber ich fühlte mich so unendlich glücklich, daß mir alles gleichgiltig war und ich auf den Spott und die scheelen Blicke anderer Leute gar nicht achtete.

Sinaïde fuhr fort, mich zu bevorzugen und ließ mich gar nicht von ihrer Seite. Bei irgend einer Strafe mußte ich neben ihr sitzen und mich mit ein und demselben seidenen Tuche verhüllen: ich mußte ihr „meine Geheimnisse" verrathen. Ich erinnere mich, wie unsere beiden Köpfe plötzlich in der schwülen, halb durchsichtigen, duftigen Dunkelheit an einander kamen, wie in dieser Dunkelheit ihre Augen nahe und sanft leuchteten und wie die geöffneten Lippen glühend athmeten, wie die Zähne schimmerten und die Spitzen ihrer Haare mich kitzelten und brannten. Ich schwieg. Sie lächelte geheimnisvoll und schelmisch und endlich flüsterte sie mir zu: „Nun, wird's bald?" Aber ich erröthete nur und lachte, wandte mich ab und vermochte kaum zu athmen.

Wir wurden des Pfänderspiels überdrüssig. Wir begannen Bindfaden zu spinnen. Mein Gott, welch ein Entzücken empfand ich, als ich mich bei ihrem Anblick vergaß und von ihr einen starken heftigen Schlag auf die Finger erhielt, und wie ich mich nachher absichtlich bemühte, eine Miene anzunehmen, als sei ich zerstreut, — aber sie neckte mich und berührte die vorgestreckten Hände nicht.

Indeß, was trieben wir nicht alles an diesem Abend! Wir spielten Klavier und sangen und tanzten und stellten eine Zigeunerbande dar. Nirmatzki wurde als Bär verkleidet und man gab ihm Wasser mit Salz zu trinken. Graf Malewski zeigte uns verschiedene Kartenkunststücke und endete damit, daß, nachdem er die Karten gemischt, sich beim Whist alle Atous gab, wozu Luschin „die Ehre hatte, ihm zu gratuliren". Maidanoff declamirte uns Bruchstücke aus seinem Gedicht „Der Mörder" vor, — (wir befanden uns damals noch gleichsam im vollen Feuer der Romantik) — welches er mit schwarzem Umschlag und blutrothem Titel herauszugeben beabsichtigte; dem Kanzlisten von dem Iwerskischen Thor wurde die Mütze von den Knieen gestohlen und man zwang ihn, behufs Wiedererlangung derselben, den Kosakentanz zu tanzen. Der Greis Wonifati wurde mit einer Haube geschmückt und die junge Fürstin setzte sich einen Herrenhut auf ... Es ist nicht möglich, alles aufzuzählen. Nur Bjelowsoroff hielt sich immer mehr in der Ecke; finster und gereizt ... Manchmal schoß ihm geradezu das Blut in die Augen und es schien, als wollte er sich im nächsten Augenblick auf uns stürzen und uns wie Späne nach allen Seiten auseinander werfen; aber Sinaïde sah ihn an, drohte ihm mit dem Finger und abermals verkroch er sich in seine Ecke.

Endlich waren wir ermüdet. Die Fürstin, so unermüdlich sie auch war, wie sie selbst sagte, — kein Schreien und Lärmen brachte sie aus der Fassung — empfand doch ebenfalls große Ermattung und wünschte auszuruhen. Gegen zwölf Uhr nachts wurde das Abendessen servirt, das aus einem Stück alten, trocknen Käse und aus irgend einem kalten Pastetchen mit gehacktem Schinken bestand, das mir schmackhafter vorkam, als all die Pasteten, die ich je gegessen; es gab nur eine Flasche Wein, und diese sah recht seltsam aus: dunkel, mit aufgeblasenem Halse und der Wein darin roch nach Rosenfarbe; übrigens kostete niemand davon.

Müde und glücklich bis zur Erschöpfung verließ ich den Flügel. Beim Abschiede drückte mir Sinaïde kräftig die Hand und lächelte mir wieder räthselhaft zu.

Schwer und feucht blies mir die Nacht ins Gesicht; es schien ein Gewitter herauf zu ziehen; schwarze Wolken thürmten sich auf und zogen am Himmel hin, beständig ihre rauchähnlichen Umrisse wechselnd. Ein leichter Wind zitterte unruhig in den dunkeln Bäumen und irgendwo weit hinter dem Horizont rollte dumpf gleichsam vor sich hin grollend der Donner.

Über die Hintertreppe gelangte ich in mein Zimmer Mein Aufwärter lag schlafend auf der Diele und ich mußte über ihn hinweg schreiten. Er erwachte, sah mich an und theilte mir mit, daß die Mutter wieder böse auf mich sei und mich wieder hätte holen lassen wollen; der Vater jedoch habe sie davon abgehalten. (Ich hatte mich noch niemals schlafen gelegt, ohne der Mutter „gute Nacht" zu sagen und ohne zuvor um ihren Segen zu bitten.) Es war nichts zu machen!

Ich sagte dem Wärter, ich würde mich selbst ausziehen und damit löschte ich das Licht aus; aber ich entkleidete mich nicht und legte mich auch nicht hin.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und saß lange wie verzaubert. Was ich empfand, war so neu und so süß ... fast unbehaglich und mich gleichsam nur schüchtern ein wenig umsehend saß ich da, athmete langsam und lachte nur von Zeit zu Zeit schweigend, indem ich mich an die erlebten Dinge erinnerte; dann erstarrte ich gleichsam innerlich bei dem Gedanken, daß ich verliebt sei, daß sie es sei, daß dieses Liebe wäre ... Sinaïdens Gesicht umschwebte mich in der Dunkelheit in einem fort und schien mich nicht verlassen zu wollen; ihre Lippen lächelten noch immer räthselhaft. Ihre Augen blickten mich ein wenig von der Seite an, fragend, nachdenklich und zärtlich — ganz wie in dem Augenblick, da ich mich von ihr verabschiedete.

Endlich stand ich auf, trat auf den Zehen an mein Bett und legte, ohne mich zu entkleiden, vorsichtig den Kopf auf das Kissen, als ob ich durch eine heftige Bewegung das, was mich erfüllte, zu stören fürchtete. Ich legte mich, ohne auch nur die Augen zu schließen. Bald bemerkte ich, daß unaufhörlich gewisse schwache Lichtstrahlen in mein Zimmer fielen ... ich erhob mich und blickte zu meinem Fenster hinaus. Das Querholz zeichnete sich deutlich von den mattschimmernden Scheiben ab.

Das Gewitter, dachte ich; und in der That war es das Gewitter, aber es verzog sich wieder vollständig, so daß auch der Donner nicht zu hören war; nur flackerten am Himmel glanzlose, lang verzweigte Blitzstrahlen auf, oder vielmehr, sie flackerten nicht, sondern zitterten und zogen sich krampfhaft zusammen wie die Flügel eines sterbenden Vogels.

Ich stand auf, trat ans Fenster und blieb dort bis zum Morgen stehen ... Die Blitzstrahlen hörten nicht einen Augenblick auf zu zucken; es war, wie das Volk sich ausdrückt, ein Sperlingswetter. Ich blickte auf das stumme sandige Feld, auf die dunkle Masse des Neskutschni-Gartens, auf die gelblichen Façaden der fernen Gebäude, die ebenfalls bei jedem schwachen Aufflammen zu erbeben schienen. ... Unaufhörlich blickte ich hin und vermochte mich nicht loszureißen; diese stummen Blitze, diese anhaltenden Strahlen schienen jenen stummen geheimnisvollen Regungen zu entsprechen, welche in mir zuckten.

Es begann zu dämmern; die Morgenröthe stellte sich in Gestalt purpurner Flecke ein. Beim Herannahen der Sonne wurden die Blitze immer bleicher und kürzer; sie zuckten immer seltener und verschwanden endlich, verschlungen von dem ernüchternden, zweifellosen Licht des angebrochenen Tages.

Auch in mir verschwanden die Blitze. Ich empfand eine große Müdigkeit und Ruhe ... aber Sinaïdens Bild

schwebte mir noch immer vor der Seele. Nur schien dieses Bild jetzt selbst beruhigt: wie der fortgeflogene Schwan sich von den Sumpfgräsern ablöst, so löste es sich von den andern es umgebenden, nicht anziehenden Figuren ab, und indem ich einschlief, stürzte ich zum letzten Mal mit vertrauensvoller Verehrung auf dasselbe zu ... O, sanfte Empfindungen, weiche Töne, milde Beruhigung einer gerührten Seele, geheime Freude der ersten Regungen der Liebe! — wo seid ihr, wo seid ihr?

8.

Als ich am folgenden Morgen zum Thee hinunter kam, schalt mich meine Mutter — jedoch nicht so sehr, als ich erwartet hatte — und forderte mich auf zu erzählen, was ich am vergangenen Abend gemacht hätte. Ich erstattete ihr mit wenigen Worten Bericht, wobei ich viele Einzelheiten ausließ und mich bemühte, dem Ganzen einen sehr unschuldigen Anstrich zu geben.

„Immerhin sind das keine Leute comme il faut," bemerkte die Mutter, „und du sollst dich bei ihnen nicht herum treiben statt dich zum Examen vorzubereiten und dich nützlich zu beschäftigen."

Da ich wußte, daß die Sorge der Mutter um meine Beschäftigung sich auf diese wenigen Worte beschränkte, so hielt ich es auch nicht für nöthig, ihr zu antworten. Aber nach dem Thee nahm mich der Vater unter den Arm und begab sich mit mir in den Garten und ließ mich alles, was ich bei Sassjäkin's gesehen, erzählen.

Mein Vater übte einen seltsamen Eindruck auf mich — und gar seltsam war unser Verhältnis. Mit meiner Erziehung beschäftigte er sich fast gar nicht, ja, er sprach sogar nur höchst selten mit mir; aber niemals kränkte, niemals beleidigte er mich; er achtete meine Freiheit; er war sogar, wenn ich mich so ausdrücken darf, höflich gegen mich ... nur gestattete er nicht, daß ich mich ihm besonders näherte.

Ich liebte ihn, ich konnte mich nicht satt an ihm sehen; er erschien mir als das Muster eines Mannes — und, mein Gott, wie leidenschaftlich würde ich mich ihm angeschlossen haben, hätte ich nicht stets seine abwehrende Hand gefühlt! Wenn er aber wollte, so verstand er fast augenblicklich, mit einem einzigen Worte, einer einzigen Bewegung in mir ein unbegrenztes Vertrauen zu erwecken ... Meine Seele erschloß sich ihm, ich plauderte mit ihm wie mit einem vernünftigen Freunde, wie mit einem nachsichtigen Erzieher ... dann verließ er mich plötzlich, und seine Hand stieß mich wieder zurück, freundlich und sanft — aber sie stieß mich zurück.

Bisweilen überkam ihn eine fröhliche Stimmung, und dann ließ er sich herbei, wie ein Knabe toll und ausgelassen mit mir herum zu lärmen (er liebte jede starke körperliche Bewegung); einmal — aber nur ein einziges Mal! — liebkoste er mich mit solcher Zärtlichkeit, daß ich hätte weinen mögen ...

Aber seine frohe Stimmung sowohl wie seine Zärtlichkeit verschwanden ohne jede Spur; und was zwischen uns vorgegangen, gab mir keinerlei Hoffnung auf die Zukunft — es war, als hätte ich alles im Traum gesehen. Wenn ich manchmal sein kluges, schönes, lebhaftes Gesicht betrachtete, dann erbebte mein Herz und mein ganzes Wesen strebte ihm entgegen ... es war, als fühlte er, was in mir vorging, denn im Vorübergehen pflegte er mir die Wangen zu streicheln und entfernte sich oder nahm irgend etwas vor oder wurde plötzlich ganz kalt — so wie nur er kalt zu werden verstand, und dann zog ich mich sofort zurück und wurde ebenfalls kalt.

Die seltenen Anfälle seiner Zuneigung zu mir wurden niemals durch meine stummen, aber verständlichen Bitten hervorgerufen: sie kamen stets unerwartet. Wenn ich später über meines Vaters Charakter nachdachte, so gelangte ich zu dem Schlusse, daß ich und das Familienleben ihm

gleichgiltig seien; er liebte etwas anderes und fand bei diesem anderen völlige Zerstreuung.

„Nimm selbst, was du kannst, aber überliefere dich anderen nicht; sich selbst angehören — darin besteht die ganze Lebenskunst," sagte er einst zu mir. Ein anderes Mal nahm ich mir heraus, in meiner Eigenschaft als junger Demokrat in seiner Gegenwart über Freiheit zu reden, (er war an jenem Tage, wie ich es nannte, „gut"; dann konnte man mit ihm über alles sprechen).

„Freiheit!" wiederholte er; „aber weißt du denn, was dem Menschen die Freiheit geben kann?"

„Was denn?"

„Der Wille, der eigne Wille, und der wird eine Macht verleihen, welche besser ist als Freiheit. Verstehe zu wollen und du wirst frei sein und herrschen."

Mein Vater wollte vor allen Dingen leben — und er lebte ... vielleicht ahnte er, daß es ihm nicht lange vergönnt sein würde, sich der „Lebenskunst" zu erfreuen: er starb in einem Alter von zweiundvierzig Jahren.

Umständlich erzählte ich dem Vater meinen Besuch bei Sassjäkin's. Halb aufmerksam, halb zerstreut hörte er mich an, wobei er auf der Bank saß und mit dem Ende der Reitgerte Figuren in den Sand zeichnete. Von Zeit zu Zeit lächelte er, ganz eigenthümlich freundlich und ergötzlich, nickte mir zu und neckte mich mit kurzen Fragen und Erwiederungen. Anfangs konnte ich mich nicht einmal entschließen, Sinaïdens Namen auszusprechen; aber ich vermochte nicht an mir zu halten und begann sie zu rühmen. Mein Vater fuhr fort zu lächeln. Dann wurde er nachdenklich, reckte sich und stand auf.

Ich erinnere mich, daß er, als er aus dem Hause ging, befahl, ihm ein Pferd zu satteln. Er war ein ausgezeichneter Reiter und verstand viel früher als Herr Nary, wilde Pferde zu bändigen.

„Darf ich mit dir reiten, Papa?" fragte ich.

„Nein," antwortete er und sein Gesicht nahm den gewöhnlichen gleichgiltigen Ausdruck an. „Reite allein, wenn du willst; und sage dem Kutscher, daß ich nicht fahren würde."

Er wandte mir den Rücken und entfernte sich schnell. Ich folgte ihm mit den Augen — er verschwand hinter dem Thor. Ich sah, wie sein Hut sich an der Hecke entlang bewegte. Er begab sich zu den Sassjäkin's.

Er blieb nicht länger als eine Stunde bei ihnen, aber dann begab er sich sofort in die Stadt und kehrte erst gegen Abend zurück.

Nach dem Diner ging ich selbst zu den Sassjäkin's: im Salon fand ich nur die Fürstin. Als sie mich erblickte, kratzte sie sich mit einer Stecknadel unter der Haube am Kopf und fragte mich plötzlich, ob ich ihr eine Bittschrift abschreiben wollte.

„Mit Vergnügen," antwortete ich und setzte mich auf den Rand eines Stuhles.

„Nur müssen Sie etwas kräftigere Buchstaben machen," sprach die Fürstin, mir ein schmutziges Blatt reichend; „und wäre es nicht gleich heute möglich, mein lieber Junge?"

„Ich werde sie noch heute abschreiben."

Die Thür zum Nebenzimmer wurde kaum merklich aufgemacht und in der Öffnung erschien Sinaïdens Antlitz — bleich, nachdenklich, mit nachlässig zurückgeworfenem Haar: sie blickte mich mit großen, kalten Augen an und zog dann leise die Thür wieder zu.

„Sina, — aber Sina!" sprach die Alte.

Sinaïde antwortete nicht.

Ich nahm die Bittschrift der Alten und eilte nach Hause, und den ganzen Abend hatte ich mit dem Abschreiben derselben zu thun.

9.

An diesem Tage begann meine „Leidenschaft". Ich erinnere mich, daß ich ein ähnliches Gefühl empfand wie derjenige, der in ein Amt eintritt: ich hatte aufgehört ein

Knabe zu sein; ich war verliebt. Ich sagte, meine Leidenschaft hätte an jenem Tage begonnen; ich hätte hinzufügen können: an demselben Tage begannen auch meine Leiden.

In Sinaïdens Abwesenheit verzehrte mich der Gram: mein Kopf vermochte nichts mehr zu fassen, alles fiel mir aus den Händen, ganze Tage dachte ich unaufhörlich und angestrengt nur an sie ... der Gram verzehrte mich ... aber in ihrer Gegenwart wurde mir keineswegs leichter. Ich war eifersüchtig, ich war mir meiner Nichtigkeit bewußt, wie ein Thor schmollte ich, wie ein Thor war ich ihr knechtisch ergeben — und dennoch zog mich eine unwiderstehliche Macht zu ihr hin, und jedes Mal überschritt ich die Schwelle ihres Zimmers mit dem unwillkürlichen Erbeben inneren Glücks.

Sinaïde errieth sofort, daß ich in sie verliebt war und ich dachte auch nicht daran, es ihr zu verheimlichen. Sie ergötzte sich an meiner Leidenschaft, hielt mich zum Besten, verwöhnte und quälte mich. Es ist so süß, die einzige Quelle, die unumschränkte und unverantwortliche Ursache der größten Freude und des tiefsten Leids für andere zu sein — und ich war in Sinaïdens Händen wie weiches Wachs.

Übrigens war ich nicht allein in sie verliebt. Alle Männer, die ihr Haus besuchten, wurden ganz närrisch auf sie — und sie hielt sie alle an der Kette — zu ihren Füßen. Es ergötzte sie, bald Hoffnungen, bald Befürchtungen in ihnen anzuregen, nach ihrer Laune mit ihnen zu spielen — (sie nannte das: „die Leute aneinander stoßen") — allein sie dachten auch nicht daran, sich zu wehren und unterwarfen sich ihr willig.

In ihrem ganzen kraftvollen schönen Wesen lag eine gewisse, eigenthümlich bezaubernde Mischung von List und Sorglosigkeit, von Künstlichkeit und Einfachheit, von Ruhe und Lebhaftigkeit; und alles, was sie that und sprach, über jeder ihrer Bewegungen schwebte ein feiner leichter Zauber, in allem drückte sich eine eigenartige spielende Kraft aus.

Und ihr Antlitz verwandelte sich unaufhörlich, es spielte ebenfalls: es drückte fast zu derselben Zeit Spottlust, sinniges Nachdenken und Leidenschaft aus. Die verschiedenartigsten Gefühle schwebten leicht und schnell wie die Wolkenschatten an einem sonnigen windigen Tage unaufhörlich über ihre Augen und Lippen.

Jeder ihrer Anbeter war ihr unentbehrlich. Bjelowsoroff, den sie oft „mein wildes Thier", und zuweilen auch einfach „der Meine" nannte, hätte sich gern für sie ins Feuer gestürzt; da er von seinen geistigen Fähigkeiten und anderen Vorzügen nichts zu hoffen hatte, machte er ihr beständig den Vorschlag, sie zu heirathen, indem er andeutete, daß die anderen nur mit ihr scherzten. Maidanoff entsprach der poetischen Seite ihrer Seele: wie fast alle Schriftsteller ein ziemlich kühler Mensch, gab er ihr fortwährend und vielleicht auch sich selbst die Versicherung, daß er sie vergöttere; er besang sie in endlosen Gedichten und las ihr dieselben mit eigenthümlicher theils unnatürlicher, theils wirklicher Begeisterung vor. Sie sympathisirte auch in der That mit ihm und machte sich nur sehr wenig über ihn lustig; sie glaubte ihm nicht sonderlich, und wenn sie seine Ergüsse angehört hatte, veranlaßte sie ihn, ihr etwas aus Puschkin vorzulesen, um, wie sie sagte, die Luft zu reinigen.

Doctor Luschin, ein Spötter und Cyniker in Worten, kannte sie besser als alle anderen — und liebte sie mehr als alle anderen, obgleich er sie hinter ihrem Rücken und ins Gesicht hinein schalt. Sie achtete ihn, hielt ihm aber nichts zu gute — und bisweilen ließ sie ihn mit besonderem schadenfrohem Vergnügen fühlen, daß sie auch ihn ganz in ihrer Gewalt habe.

„Ich bin eine Kokette, ich habe kein Herz, ich bin eine Komödiantennatur," sagte sie einst in meiner Gegenwart zu ihm. — „Ah, schön, so geben Sie mir doch Ihre Hand, ich will mit der Stecknadel hineinstechen, und Sie werden sich vor diesem jungen Mann schämen. Es wird Ihnen

weh thun und doch werden Sie lachen, Herr Wahrheitsfreund." Luschin erröthete, wandte sich ab, biß sich auf die Lippen, reichte ihr aber schließlich die Hand. Sie stach ihn und er begann wirklich zu lachen ... Auch sie lachte, indem sie die Nadel ziemlich tief senkte und ihm in die Augen blickte, die er vergebens hin- und herrollte.

Am wenigsten begriff ich die Beziehungen, welche zwischen Sinaïde und dem Grafen Malewski bestanden. Er hatte eine schöne Gestalt, war gewandt und klug, aber sogar ich, der sechzehnjährige Knabe, fand etwas Zweifelhaftes, etwas Falsches an ihm, und ich wunderte mich, daß Sinaïde das nicht bemerkte. Aber vielleicht bemerkte sie diese Falschheit auch und verabscheute sie nicht. Die unregelmäßige Erziehung, die seltsamen Bekanntschaften und Gewohnheiten, die beständige Abwesenheit der Mutter, die Armuth und Unordnung im Hause — alles, von der Freiheit an, deren sich das junge Mädchen erfreute und dem Bewußtsein ihrer Überlegenheit über ihre ganze Umgebung entwickelte in ihr eine eigenthümliche verachtende Nachlässigkeit und Anspruchslosigkeit. Was auch vorfiel: ob Wonifati meldete, es sei kein Zucker da, oder ob irgend eine elende Klatscherei aufs Tapet gebracht wurde oder die Gäste Streit mit einander anfingen — sie schüttelte nur mit den Locken und sagte: „Dummes Zeug!" — und machte sich wenig Kummer darüber.

Dagegen begann alles Blut in mir zu kochen, wenn Malewski zu ihr trat, listig schwankend wie ein Fuchs, sich anmuthig auf die Lehne ihres Stuhles stützte und mit selbstzufriedenem einschmeichelndem Lächeln ihr etwas ins Ohr zu flüstern anfing, während sie die Arme auf der Brust kreuzte, ihn aufmerksam ansah, selbst lächelte und den Kopf schüttelte.

„Was für ein Vergnügen haben Sie davon, Herrn Malewski zu empfangen?" fragte ich sie einst.

„Ach, der hat einen so schönen Schnurrbart," antwortete sie. „Aber das schlägt nicht in Ihr Fach."

„Sie glauben doch nicht, daß ich ihn liebe," sagte sie ein anderes Mal zu mir. „Nein, solche kann ich nicht lieben, die ich von oben nach unten ansehen muß. Ich bedarf eines Mannes, der mich bändigt ... aber einen solchen werde ich nie finden; Gott ist gnädig! Ich werde keinem in die Hände gerathen, keinem, keinem!"

„Sie werden also niemals lieben?"

„Aber liebe ich Sie denn nicht?" sagte sie und schlug mich mit dem Ende des Handschuhs auf die Nase.

Ja, Sinaïde machte sich über mich lustig. Drei Wochen hindurch sah ich sie tagtäglich — und was führte sie nicht alles mit mir aus! Zu uns kam sie nur selten, und das bedauerte ich auch nicht: in unserem Hause verwandelte sie sich in die Weltdame, in die Fürstentochter und ich mied sie dann. Ich fürchtete mich vor der Mutter zu verrathen; sie hegte kein besonderes Wohlwollen für Sinaïde und beobachtete uns mit mißtrauischen Blicken.

Den Vater fürchtete ich weit weniger: es war, als bemerkte er mich nicht, und mit ihr sprach er wenig, aber dieses wenige nahm sich so klug und bedeutsam aus. Ich hörte auf zu arbeiten, wie ein am Fuße gefesselter Käfer drehte ich mich in einem fort um den geliebten Flügel: es war mir, als könnte ich dort für immer bleiben ... allein das war unmöglich; die Mutter murrte und Sinaïde selbst jagte mich oft fort. Dann schloß ich mich in mein Zimmer ein oder suchte das äußerste Ende des Gartens auf, kletterte auf die Ruine eines hohen steinernen Gewächshauses, ließ die Beine an der Mauer, welche der Straße zugekehrt war, herunterhängen und saß so stundenlang und starrte vor mich hin, ohne irgend etwas zu sehen. Neben mir flatterten auf bestaubten Brennnesseln träge, weiße Schmetterlinge umher; ein kecker Sperling setzte sich nicht weit von mir auf einen zerbröckelten rothen Backstein und begann aus voller Kehle zu piepsen, sich unaufhörlich mit dem ganzen Körper um sich herum drehend und den Schwanz

ausbreitend; einige Krähen setzten sich, anfangs noch mißtrauisch, hoch oben auf den kahlen Wipfel einer Birke und krächzten; Wind und Sonne spielten sanft in ihren dünnen Zweigen; der Klang der Glocken des Donschen Klosters tönte von Zeit zu Zeit herüber, ruhig und melancholisch — und ich saß da, schaute und hörte und mein ganzes Inneres erfüllte sich mit einer namenlosen Empfindung, in welcher sich alles vereinte: Gram und Freude, Ahnung des Zukünftigen, Sehnsucht nach dem Leben und Furcht vor dem Leben. Aber damals begriff ich hiervon noch nichts und ich hätte von alledem, was in mir gährte, nichts mit Namen nennen können — oder ich hätte es mit einem Namen genannt, mit dem Namen Sinaïde.

Und Sinaïde spielte noch immer mit mir, und ich regte mich auf und schmachtete; bald stieß sie mich plötzlich zurück, und ich wagte mich ihr nicht zu nähern, wagte sie nicht anzublicken.

Ich erinnere mich, daß sie einige Tage nach einander sehr kühl gegen mich war. Ich ward ganz schüchtern, und mich feige in den Flügel schleichend, versuchte ich mich an die alte Fürstin zu halten, ohne Rücksicht darauf, daß sie gerade um diese Zeit sehr zankte und keifte: mit ihren Wechselangelegenheiten ging es schlecht und sie hatte schon zwei Auseinandersetzungen mit dem Reviercommissar gehabt . . .

Einst ging ich im Garten an dem bekannten Zaun vorüber und bemerkte Sinaïde: sich auf beide Hände stützend saß sie im Rasen, ohne sich zu rühren. Ich wollte mich vorsichtig wieder entfernen, aber plötzlich erhob sie den Kopf und machte ein gebieterisches Zeichen.

Ich blieb wie angewurzelt stehen: ich verstand sie nicht sogleich. Sie wiederholte ihr Zeichen. Sofort sprang ich über den Zaun und eilte voll Freude auf sie zu. Aber sie hielt mich mit einem Blicke zurück und zeigte auf den Boden: zwei Schritte vor sich. In meiner Verwirrung und nicht wissend, was ich thun sollte, kniete ich am Saum des Pfades

nieder. Sie war so bleich, ein solch bitterer Kummer, eine solche Müdigkeit sprach aus allen ihren Gesichtszügen, daß mein Herz sich zusammenpreßte und ich unwillkürlich flüsterte: „Was fehlt Ihnen?“

Sinaïde reichte mir die Hand, riß einen Grashalm ab, zerbiß ihn und warf ihn so weit wie möglich von sich.

„Lieben Sie mich?“ fragte sie endlich. „Ja?“

Ich antwortete nicht — und wozu hätte ich auch zu antworten brauchen?

„Ja,“ wiederholte sie, indem sie nach ihrer alten Weise mich anblickte; „es ist so. Ganz dieselben Augen,“ fügte sie hinzu, wurde nachdenklich und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Alles ist mir zum Ekel geworden,“ flüsterte sie; „ich möchte bis ans Ende der Welt gehen, dieses kann ich nicht ertragen, ich vermag mir nicht zu rathen ... und was harrt meiner in der Zukunft! ... Ach, mir ist so schwer zu Muth ... mein Gott, so schwer!“

„Warum denn?“ fragte ich zaghaft.

Sinaïde antwortete mir nicht und zuckte nur die Achseln. Ich blieb auf den Knieen und schaute sie noch immer tief bekümmert an. Jedes ihrer Worte prägte sich mir tief in die Seele. In diesem Augenblick war mir's, als hätt' ich gern mein Leben hingegeben, nur um sie nicht betrübt zu sehen. Ich blickte zu ihr auf und obgleich ich nicht begriff, warum ihr so schwer zu Muthe war, konnt' ich's mir dennoch lebhaft vorstellen — da plötzlich ging sie in einem Anfall unerträglichen Kummers in den Garten und fiel wie todt zur Erde.

Ringsum war alles hell und grün; der Wind säuselte in den Blättern der Bäume, nur von Zeit zu Zeit den langen Zweig einer Himbeerstaude über Sinaïdens Haupt wiegend. Irgendwo girrten Tauben und die Bienen summten, tief an der Erde über dem spärlichen Grase herumfliegend. Oben glänzte bläulich der Himmel — und mir war so traurig ...

„Lesen Sie mir irgend ein Gedicht vor," sagte Sinaïde und stützte sich auf den Ellenbogen. „Ich höre Sie gern Gedichte lesen. Sie lesen in singendem Ton, aber das thut nichts. Das deutet auf Jugend hin. Lesen Sie: ‚Auf Grusiens Höh'n'. Aber setzen Sie sich erst."

Ich setzte mich und las: „Auf Grusiens Höh'n".

„Daß man es nicht lieben kann!" wiederholte Sinaïde. „Dadurch eben ist die Poesie schön, daß sie uns das sagt, was nicht ist, und das nicht nur besser ist als das, was ist, sondern sogar der Wahrheit näher kommt . . . Daß man nicht lieben kann, was man lieben möchte, aber nicht kann!"

Sie verstummte wieder, schauderte plötzlich und stand auf.

„Wir wollen gehen. Maidanoff befindet sich bei Mama. Er brachte mir sein Gedicht, aber ich verließ ihn. Er ist jetzt ebenfalls betrübt . . . Was ist zu machen! Eines Tages werden Sie erfahren . . . nur zürnen Sie mir nicht!"

Heftig drückte mir Sinaïde die Hand und lief voraus. Wir kehrten in ihren Flügel zurück. Maidanoff begann uns seinen soeben gedruckten „Mörder" vorzulesen, aber ich hörte ihm nicht zu. In singendem Ton kreischte er seine vierfüßigen Jamben. Die wechselnden Reime tönten wie Schellengeklingel, hohl und laut, und ich blickte fortwährend auf Sinaïde und mühte mich in einem fort ab, die Bedeutung ihrer letzten Worte zu begreifen.

„Oder hat vielleicht ein heimlicher Rival
Unerwartet dich gestürzt?"

rief plötzlich Maidanoff in seiner näselnden Weise — und meine und Sinaïdens Blicke begegneten sich. Sie senkte die Augen und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. Ich bemerkte, wie sie erröthete und wurde vor Schrecken ganz starr. Schon früher war ich ihretwegen eifersüchtig gewesen, aber erst in diesem Augenblick zuckte mir der Gedanke durch den Kopf, daß sie liebte. „Mein Gott, sie liebt!"

10.

In diesem Augenblick begann mein wirkliches Leiden. Ich zerbrach mir den Kopf, sann und grübelte und beobachtete, wenn auch möglichst heimlich, unablässig Sinaïde. Es ging eine Veränderung mit ihr vor, das war augenscheinlich. Sie machte einsame und lange Spaziergänge. Gar oft zeigte sie sich den Gästen nicht einmal: stundenlang saß sie einsam in ihrem Zimmer. Das war früher nie vorgekommen. Plötzlich wurde ich außerordentlich scharfsinnig — oder glaubte es wenigstens zu werden. „Ist er's denn nicht oder ist er es noch nicht?" fragte ich mich, in Gedanken unruhig von einem Anbeter zum andern wandernd. Graf Malewski (obgleich ich mich Sinaïdens wegen schämte, es einzuräumen) erschien mir im Geheimen gefährlicher als alle anderen.

Mein Scharfblick ging jedoch nicht weiter als meine Nase, und mein heimliches Wesen täuschte wahrscheinlich niemanden; wenigstens hatte mich Doctor Luschin gar bald durchschaut. Übrigens hatte er sich in der letzten Zeit ebenfalls verändert: er war mager geworden, lachte ebenfalls sehr oft, aber mit eigenthümlich hohler, boshaft kurzer Stimme, und die ihm früher eigene leichte Ironie und der lose Cynismus hatten einer unwillkürlichen nervösen Reizbarkeit Platz gemacht.

„Was treiben Sie sich fortwährend hier herum, junger Mann?" sagte er einst zu mir, als er in dem Sassjäkinschen Salon allein mit mir war.

(Die Tochter vom Hause war noch nicht von ihrer Promenade zurückgekehrt und die kreischende Stimme der Fürstin ertönte im Entresol: sie zankte mit ihrem Stubenmädchen).

„Es würde Ihnen heilsam sein, wenn Sie lernten und arbeiteten, so lange Sie jung sind — was treiben Sie denn eigentlich?"

„Woher wissen Sie denn, ob ich zu Hause arbeite oder nicht?“ versetzte ich nicht ohne Hochmuth, aber auch nicht ohne Verwirrung.

„Das wird eine schöne Arbeit sein! Dazu scheinen Sie mir keine Lust zu haben. Nun, ich will nicht mit Ihnen streiten . . . in Ihren Jahren ist das in der Ordnung. Aber Sie haben eine sehr unglückliche Wahl getroffen. Sehen Sie denn nicht, was dies für ein Haus ist?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ bemerkte ich.

„Sie verstehen mich nicht? Um so schlimmer für Sie. Wir Junggesellen können hierher kommen. Was sollte uns passieren? Wir sind abgehärtete Leute. Uns überwältigt man mit nichts; aber Sie haben noch eine zarte Haut; die Luft hier ist schädlich für Sie — glauben Sie mir, Sie könnten dadurch angesteckt werden.“

„Wieso?“

„Sind Sie jetzt etwa gesund? Sind Sie etwa in normalem Zustande? Ist das, was Sie empfinden, Ihnen vielleicht nützlich und zuträglich?“

„Aber was empfinde ich denn?“ fragte ich — und innerlich mußte ich mir selbst gestehen, daß der Doctor Recht hatte.

„Ach, junger Mann,“ fuhr der Doctor mit einem Ausdruck fort, als ob in diesen drei Worten etwas für mich sehr Kränkendes läge; „wie können Sie sich nur verstellen; was in Ihrer Seele vorgeht, das ist ja Gott sei Dank auf Ihrem Gesicht zu lesen. Indeß, wozu räsonniren? Ich würde selbst nicht hierher kommen, wenn . . . (der Doctor preßte die Zähne zusammen) . . . wenn ich nicht ein eben solcher Kauz wäre. Nur darüber wundere ich mich, daß Sie bei Ihrem Verstande nicht sehen, was hier um Sie vorgeht!“

„Und was geht denn eigentlich hier vor?“ fiel ich schnell ein und spitzte die Ohren.

Der Doctor sah mich mit einem eigenthümlich ironischen Mitleid an.

„Auch ich treibe es gut," sprach er gleichsam für sich; „es ist durchaus nöthig, es Ihnen zu sagen. Mit einem Worte," fügte er die Stimme erhebend hinzu, „ich wiederhole Ihnen: die hiesige Atmosphäre taugt nicht für Sie. Sie fühlen sich hier wohl, nun, in einem Gewächshause riecht es angenehm — aber es ist doch unmöglich darin zu leben. Hören Sie, nehmen Sie wieder Ihren Kaidanoff zur Hand!"

Die Fürstin trat ins Zimmer und begann sich bei dem Doctor über Zahnschmerzen zu beklagen. Später erschien auch Sinaïde.

„Da," fügte die Fürstin hinzu, „Herr Doctor, schelten Sie sie. Den ganzen Tag trinkt sie Eiswasser; ist ihr denn das bei ihrer schwachen Brust zuträglich?"

„Warum thun Sie das?" fragte Luschin.

„Was kann denn das für üble Folgen haben?"

„Was für üble Folgen? Sie können sich erkälten und sterben."

„In der That? Wirklich? Nun, was schadet's — wäre mir auch recht!"

„So!" brummte der Doctor.

„So!" wiederholte sie. „Ist denn das Leben so heiter? Sehen Sie sich doch um ... Wie, ist es schön? Oder meinen Sie, ich verstände, ich fühlte das nicht? Es macht mir Vergnügen, Eiswasser zu trinken, und Sie können im Ernst versichern, ein solches Leben sei es werth, daß man es nicht für einen Augenblick des Vergnügens in Gefahr bringe — von Glück will ich schon gar nicht reden."

„Nun ja," versetzte Luschin; „Launen und Unabhängigkeit ... Mit diesen zwei Worten ist Ihr Charakter vollständig angedeutet; in diesen zwei Worten liegt Ihre ganze Natur."

Sinaïde begann nervös zu lachen.

„Sie sind so spät gekommen, lieber Doctor. Sie beobachten schlecht; Sie bleiben zurück ... setzen Sie die

Brille auf. Nicht um Launen ist es mir zu thun; Sie und mich selbst zum besten halten — wie lustig ist das! ... Was aber die Unabhängigkeit betrifft, — Herr Woldemar," fügte sie plötzlich hinzu und stampfte mit dem Fuße, „machen Sie nicht ein so melancholisches Gesicht. Ich kann es nicht leiden, wenn man mich bemitleidet." Und sie verließ schnell das Zimmer.

„Die hiesige Atmosphäre ist Ihnen schädlich, junger Mann, sehr schädlich," sagte Luschin noch einmal zu mir.

11.

Am Abend desselben Tages fanden sich bei Sassjäkin's die gewöhnlichen Gäste ein; auch ich war da.

Das Gespräch kam auf Maidanoff's Gedicht. Sinaïde lobte es ganz aufrichtig.

„Aber wissen Sie was," sagte sie zu ihm, „wenn ich eine Dichterin wäre, würde ich mir andere Stoffe wählen. Vielleicht ist das alles Unsinn, aber manchmal gehen mir seltsame Gedanken durch den Kopf, namentlich dann, wenn ich nicht schlafen kann, gegen Morgen, wenn der Himmel anfängt sowohl rosig als grau zu werden ... ich z. B. würde ... werden Sie mich auch nicht auslachen?"

„Nein, nein!" riefen wir alle wie aus einem Munde.

„Ich würde," fuhr sie fort, die Hände über der Brust kreuzend und die Augen bei Seite richtend, „ich würde eine ganze Gesellschaft junger Mädchen darstellen, des nachts in einem großen Kahn, auf einem stillen Fluß. Der Mond leuchtet, sie sind alle mit weißen Gewändern angethan und haben weiße Blumenkränze auf den Häuptern, und dabei singen sie — wissen Sie, so eine Art Hymne."

„Ich verstehe, ich verstehe, fahren Sie fort," sagte Maidanoff bedeutungsvoll und träumerisch.

„Plötzlich Geräusch, Gelächter, Fackeln und Tambourinenklänge am Ufer ... Es ist eine Bacchantenschaar, und die kommt singend und lärmend daher gelaufen. Es wäre

Ihre Sache, dies Bild auszumalen, Herr Dichter ... Nur wünschte ich, daß die Fackeln roth wären und sehr stark rauchten, und daß die Augen der Bacchanten unter den Kränzen hervorblitzten, und die Kränze müßten dunkel sein. Vergessen Sie auch nicht die Tigerfelle und Trinkschalen und Gold, viel Gold!"

„Wo müßte sich denn das Gold befinden?" fragte Maidanoff, sein flaches Haar zurückwerfend und seine Nüstern weit öffnend.

„Wo? An den Schultern, an den Händen, an den Füßen, überall. Im Alterthum sollen die Frauen goldne Ringe an den Fußgelenken getragen haben. Die Bacchanten rufen die Mädchen im Kahn zurück. Die Mädchen hören auf ihre Hymne zu singen — es ist ihnen unmöglich weiter zu singen, aber sie rühren sich nicht. Die Strömung trägt sie zum Ufer, und sieh da, plötzlich erhebt sich eine von ihnen langsam ... das muß man sehr schön beschreiben ... wie sie langsam beim Mondenschein aufsteht und wie ihre Freundinnen erschrecken ... sie ist über den Rand des Kahns geschritten, die Bacchanten umgeben sie, führen sie fort in die Nacht, in das Dunkel ... schildern Sie hier Rauch zwischen Säulen ... und alles vermischt sich. Nur ihr Gewimmer ist noch vernehmbar und ihre Kränze sind am Ufer zurückgeblieben."

Sinaïde schwieg. („O, sie liebt!" dachte ich wieder.)

„Ist das alles?" fragte Maidanoff.

„Alles!" antwortete sie.

„Das Sujet ist zu geringfügig für eine ganze Dichtung," bemerkte er mit wichtiger Miene; „indeß für ein lyrisches Gedicht werde ich Ihre Idee benutzen."

„In romantischer Weise?" fragte Malewski.

„Natürlich in romantischer Weise, nach Byron's Art."

„Meiner Meinung nach würde Hugo besser passen als Byron," sprach nachlässig der junge Graf; „er ist interessanter."

„Hugo ist ein Schriftsteller ersten Ranges," versetzte Maidanoff, „und mein Freund Tankoschejeff hat in seinem spanischen Romane ‚El Trobador' —"

„Ah, das ist das Buch mit dem umgekehrten Fragezeichen!" unterbrach Sinaïde.

„Ja; das ist so üblich bei den Spaniern. Ich wollte sagen: Tankoschejeff —"

„Ach, da fangen Sie wieder an über Klassicismus und Romantik zu streiten," unterbrach ihn Sinaïde. „Niemals, wir wollen lieber spielen!"

„Pfänder?" bemerkte Luschin.

„Nein, das Pfänderspiel ist langweilig; wir wollen ‚Vergleichung' spielen."

(Dieses Spiel hatte Sinaïde selbst erfunden: es wurde irgend ein Gegenstand genannt, jeder bemühte sich ihn mit irgend etwas zu vergleichen und der, welcher den besten Vergleich fand, erhielt den Preis.)

Sie trat ans Fenster. Die Sonne war soeben untergegangen: hoch am Himmel standen noch lange rothe Wolken.

„Wem gleichen diese Wolken?" fragte Sinaïde und ohne auf unsere Antwort zu warten, sagte sie: „Ich finde, daß sie jenen purpurnen Segeln gleichen, welche sich auf dem goldenen Schiffe der Kleopatra befanden, als sie dem Antonius entgegen fuhr. Erinnern Sie sich, Maidanoff, Sie haben mir kürzlich davon erzählt?"

Wie Polonius im Hamlet entschieden wir alle, daß die Wolken allerdings an jene Segel erinnerten und daß niemand von uns einen besseren Vergleich finden würde.

„Und wie alt war damals Antonius?" fragte Sinaïde.

„Jedenfalls war er noch jung," bemerkte Malewski.

„Ja," wiederholte Maidanoff in überzeugendem Ton.

„Verzeihen Sie," rief Luschin aus, „er war bereits mehr als vierzig Jahre alt!"

„Mehr als vierzig Jahre!" wiederholte Sinaïde, ihn mit einem flüchtigen Blick streifend ...

Kurz darauf ging ich nach Hause ... „Sie liebt!“ flüsterten unwillkürlich meine Lippen ... „Aber wen?“

12.

Die Tage schwanden dahin. Sinaïde wurde immer seltsamer, immer unbegreiflicher. Als ich einst in ihre Wohnung trat, sah ich sie auf einem Strohstuhl sitzen, den Kopf an die scharfe Kante des Tisches gelehnt. Sie richtete sich auf ... Ihr ganzes Gesicht schwamm in Thränen.

„Ah, Sie sind's!“ sagte sie mit einem grausamen Lächeln. „Treten Sie näher.“

Ich ging zu ihr; sie legte mir die Hand auf den Kopf, griff mir plötzlich in die Haare und begann an ihnen zu zerren.

„Das thut weh,“ sagte ich endlich.

„Ah, es thut weh! Und thut es mir nicht weh?“ versetzte sie. — „Ach!“ schrie sie plötzlich, als sie sah, daß sie mir einen kleinen Büschel Haare ausgerissen hatte, „was hab' ich da gethan? Armer Herr Woldemar!“

Sorgfältig ordnete sie die ausgerissenen Haare, wickelte sie sich um die Finger und drehte sie sich zu einem kleinen Ringe zurecht.

„Ich werde Ihre Haare in mein Medaillon legen und sie tragen,“ sagte sie, und in ihren Augen schimmerten noch immer Thränen; „das wird Sie vielleicht ein wenig trösten ... Und jetzt leben Sie wohl!“

Ich kehrte nach Hause zurück, wo mich eine Unannehmlichkeit erwartete. Meine Mutter hatte mit meinem Vater eine Auseinandersetzung gehabt. Sie hatte ihm irgend einen Vorwurf zu machen, und er beobachtete seiner Gewohnheit gemäß ein kaltes und höfliches Schweigen, und fuhr dann bald darauf aus. Ich hörte nicht mehr, wovon die Rede war und es lag mir auch nichts daran; ich ärgerte mich nur, daß sie nach Beendigung der Auseinandersetzung mich zu sich in ihr Cabinet rufen ließ und sich mit großer Un-

zufriedenheit über meine häufigen Besuche bei der Fürstin äußerte, welche nach ihrer Behauptung une femme capable de tout war. Ich küßte ihr die Hand — (was ich immer that, wenn ich die Unterhaltung abbrechen wollte) — und begab mich in mein Zimmer. Sinaïdens Thränen hatten mich ganz aus der Fassung gebracht; ich wußte durchaus nicht, an welchen Gedanken ich mich halten sollte und war selbst dem Weinen nahe: trotz meiner sechzehn Jahre war ich immer noch ein Kind. An Malewski dachte ich schon nicht mehr, obgleich Bjelowsoroff mit jedem Tage drohender wurde und den schlauen Grafen anblickte, wie der Wolf den Hammel; ja, ich dachte weder an Personen noch an Dinge. Ich verlor mich in Träumereien und suchte immer einsame Orte auf. Ganz besonders lieb gewann ich die Ruine des Gewächshauses. In der Regel kletterte ich auf die hohe Mauer, setzte mich hin, und fühlte mich dort als einen so unglücklichen, vereinsamten, gramvollen Jüngling, daß ich mir selbst leid that — und wie trostvoll waren mir diese traurigen Empfindungen, wie berauschte ich mich an ihnen! ... Da saß ich einst auf der Mauer, blickte in die Ferne und vernahm Glockengeläut ... Plötzlich durchzuckte mich etwas — ein Windstoß war es nicht und auch kein Schauder, sondern etwas wie ein Hauch, gleichsam eine Empfindung, als fühlte ich jemandes Nähe ... Ich blickte hinab: da unten ging in leichtem, grauem Kleide, mit einem rosenfarbenen Sonnenschirm schnell Sinaïde über den Weg. Sie bemerkte mich, blieb stehen und den Rand ihres Strohhutes zurückbiegend, richtete sie ihre Sammtaugen zu mir auf.

„Was machen Sie dort in solcher Höhe?" fragte sie mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln. „Nun," fuhr sie fort, „Sie versichern mich stets, Sie liebten mich — springen Sie zu mir herunter, wenn Sie mich wirklich lieben."

Kaum hatte Sinaïde diese Worte gesprochen, als ich schon hinunter flog, just als hätte mich jemand hinabge-

stoßen. Die Mauer hatte eine Höhe von zwei Klaftern. Ich kam mit den Beinen auf die Erde, aber die Erschütterung war so stark, daß ich mich nicht aufrecht zu halten vermochte: ich fiel um und verlor für einen Augenblick das Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, ohne daß ich die Augen aufschlug, Sinaïde in meiner Nähe.

„Mein lieber Junge," sagte sie, sich über mich neigend, — und in ihrer Stimme lag eine so kummervolle Zärtlichkeit! — „wie konntest du das thun, wie konntest du gehorchen ... aber ich liebe dich ja, steh auf ..."

Ihre Brust athmete nahe an der meinen, ihre Hände berührten meinen Kopf und plötzlich — was geschah da mit mir! — plötzlich begannen ihre weichen frischen Lippen mein ganzes Gesicht mit Küssen zu bedecken ... Sie berührte meine Lippen ... Aber da errieth Sinaïde wahrscheinlich an dem Ausdruck meines Gesichts, obgleich ich die Augen noch nicht aufschlug, daß ich schon wieder zu mir gekommen war — und sich schnell erhebend, sprach sie:

„Nun, stehen Sie auf, Sie Tollkopf! Was liegen Sie denn da im Staube?"

Ich stand auf.

„Geben Sie mir meinen Sonnenschirm," sagte Sinaïde. „Ei, wie weit ich ihn fortgeworfen habe; und sehen Sie mich nicht so an ... Was sind das für Dummheiten? Sie haben sich doch nicht verletzt? Gelt, Sie haben sich an den Brennnesseln verbrannt? Ich sage Ihnen, sehen Sie mich nicht so an ... Aber er begreift ja gar nichts, er antwortet nicht einmal!" fügte sie gleichsam für sich hinzu ... „Gehen Sie nach Hause, Herr Woldemar; reinigen Sie sich, und wagen Sie's nicht, zu mir zu kommen — sonst werde ich Ihnen böse und Sie sollen dann niemals wieder — —"

Sie beendete ihren Satz nicht und war im nächsten Augenblick blitzschnell verschwunden. Ich setzte mich auf den Rand des Weges ... Ich vermochte mich nicht auf

den Beinen zu halten. Die Nesseln hatten mir die Hände verbrannt, der Rücken schmerzte mich und der Kopf drehte sich mir; aber das Gefühl der Glückseligkeit, das ich damals empfand, habe ich in meinem ganzen Leben niemals wieder gekannt. Es lag gleichsam als ein süßer Schmerz in allen meinen Gliedern und machte sich endlich Luft in freudigen Sprüngen und Ausrufen. Ich war wirklich noch ein Kind.

13.

Ich war an diesem ganzen Tage so fröhlich und stolz, so lebhaft bewahrte ich auf meinem Gesicht das Gefühl von Sinaïdens Küssen, mit solchem Wonnebeben erinnerte ich mich jedes ihrer Worte, so sehr pries ich mein unerwartetes Glück, daß mir geradezu bange wurde, daß ich sie, die Urheberin dieser neuen Empfindung, nicht sehen sollte. Es war mir, als könnte ich ein größeres Glück vom Schicksal gar nicht verlangen, als müßte ich jetzt „zum letzten Mal tief aufseufzen und dann sterben".

Dagegen befand ich mich, als ich am folgenden Tage mich in den Flügel begab, in großer Verlegenheit, die ich vergebens unter der Maske einer bescheidenen Ungezwungenheit zu verbergen suchte, die einem Manne so wohl ansteht, der zu verstehen zu geben wünscht, daß er ein Geheimnis zu bewahren weiß. Sinaïde empfing mich sehr ruhig, ohne alle Erregtheit, nur daß sie mir mit dem Finger drohte und fragte, ob ich keine blauen Flecken hätte. Meine bescheidene Ungezwungenheit und geheimnisvolles Wesen verschwanden plötzlich, zugleich aber auch meine Verlegenheit. Allerdings hatte ich nichts besonderes erwartet, aber Sinaïdens Ruhe berührte mich, als hätte man mich mit kaltem Wasser übergossen. Ich begriff, daß ich in ihren Augen nur ein Kind war und mir wurde sehr schwer ums Herz. Sinaïde ging im Zimmer auf und ab; und so oft sie mich ansah, zuckte ein schnelles Lächeln über ihr Antlitz; aber ihre Gedanken waren weit fort von mir, das sah ich klar

... Ich überlegte, ob ich selbst von dem gestrigen Ereignis zu sprechen anfangen, ob ich fragen sollte, wohin sie denn so schnell geeilt wäre ... ich hätte doch gern bestimmt gewußt ... aber ich gab meinen Vorsatz sofort wieder auf und setzte mich in eine Ecke.

Bjelowsoroff trat ein; er war mir sehr willkommen.

„Ich habe kein ruhiges Reitpferd für Sie gefunden," begann er mit rauher Stimme. „Freitag garantirt mir für eins, aber ich traue der Sache nicht recht. Ich fürchte —"

„Was fürchten Sie denn, wenn man fragen darf?" unterbrach ihn Sinaïde.

„Was ich fürchte? Nun, Sie verstehen nicht zu reiten. Mein Gott, was kann nicht alles vorkommen? Und was ist das für ein Einfall, den Sie da plötzlich haben?"

„Das ist meine Sache, mein hochgeehrter Herr. Unter diesen Umständen werde ich Peter Wassiljewitsch bitten ..." (Das war der Name meines Vaters. Ich wunderte mich, daß sie so leicht und frei seines Namens erwähnte, just als sei sie von seiner Bereitwilligkeit, ihr einen Dienst zu erweisen, vollkommen überzeugt.)

„Sieh mal an," versetzte Bjelowsoroff; „wollen Sie denn mit ihm ausreiten?"

„Mit ihm oder mit einem anderen — das kann Ihnen ganz gleich sein. Nur nicht mit Ihnen."

„Nur nicht mit mir," wiederholte Bjelowsoroff. „Wie Sie wollen ... wohlan, ich werde Ihnen ein Pferd verschaffen."

„Aber sehen Sie, daß es keine alte Mähre ist. Ich sage Ihnen zum Voraus, ich will galoppiren."

„Gut, gut, galoppiren Sie ... aber mit wem denn? Wollen Sie etwa mit Malewski ausreiten?"

„Warum sollte ich mit ihm nicht ausreiten, Herr Krieger? Nun, nun, beruhigen Sie sich nur," fügte sie hinzu, „und rollen Sie nicht so die Augen. Ich werde Sie ebenfalls mitnehmen. Sie wissen, daß Malewski jetzt für mich — pfui!"

Und sie schüttelte den Kopf.

„Sie sagen das, um mich zu trösten," sagte Bjelowsoroff.

Sinaïde blinzelte mit den Augen.

„Das tröstet Sie? ... O ... o ... o, Herr Krieger!" sagte sie endlich, als fände sie kein anderes Wort. „Und Sie, Herr Woldemar, würden Sie auch mit uns ausreiten?"

„Ich reite nicht gern in großer Gesellschaft ..." murmelte ich, ohne aufzublicken.

„Sie ziehen ein Tête-à-Tête vor? ... Nun, Freiheit dem Freien und dem Seligen das Paradies,"*) sagte sie und seufzte. „Gehen Sie, Bjelowsoroff und sorgen Sie für ein Pferd. Morgen muß ich eins haben."

„Ja, aber woher das Geld nehmen?" mischte sich die Fürstin ein.

Sinaïde machte ein finsteres Gesicht.

„Ich werde von dir nichts verlangen; Bjelowsoroff wird mir Credit geben."

„Credit geben, Credit geben," brummte die Fürstin, und plötzlich schrie sie aus voller Kehle: „Dunjaschka!"

„Mama, ich habe dir ja die Glocke geschenkt," bemerkte ihre Tochter.

„Dunjaschka!" wiederholte die Alte.

Bjelowsoroff verabschiedete sich; auch ich entfernte mich. Sinaïde hielt mich nicht zurück.

14.

Am folgenden Morgen stand ich früh auf, schnitt mir einen Stock und begab mich vor das Thor. Meine Absicht war, mir meinen Kummer zu vertreiben. Es war ein sehr schöner Tag, hell und nicht zu heiß. Ein fröhlicher frischer Wind strich über die Erde, leise rauschte und spielte er und setzte die ganze Natur in Bewegung, aber ohne

*) Russisches Sprichwort.

sie zu beunruhigen. Lange schweifte ich in den Bergen und Wäldern umher; ich fühlte mich nicht glücklich, ich war nur aus dem Hause gegangen, um mich meiner Melancholie zu überlassen, aber die Jugend, das Wetter, die frische Luft, der Genuß des raschen Gehens, die Wollust, welche darin lag, sich einsam in dem dichten Grase zu lagern, thaten das ihrige: die Erinnerung an jene unvergeßlichen Worte, an jene Küsse drängte sich mir wieder in die Seele. Es war mir angenehm zu denken, daß Sinaïde meiner Entschlossenheit, meinem Heroismus keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermochte... andere sind besser für sie als ich, dachte ich; mag es so sein! Dafür sagen andere aber nur, was sie thun wollen, während ich es gethan habe. Und was wäre ich nicht noch im Stande zu thun!

Meine Einbildungskraft fing an zu spielen: ich begann mir vorzustellen, wie ich sie aus den Händen der Feinde retten würde, wie ich, ganz mit Blut überströmt, sie aus dem Gefängnis befreien, wie ich zu ihren Füßen sterben würde. Ich erinnerte mich des Gemäldes, das bei uns im Salon hing — Malek-Adel, Mathilde entführend — und dann beschäftigte ich mich mit einem großen Buntspecht, welcher mühsam an einem dünnen Birkenstamme hinaufkletterte und unruhig hinter der Birke hervorspähte, bald nach rechts, bald nach links, wie ein Musikant hinter dem Halse des Contrebasses hervorlugt.

Dann sang ich das Lied: „Nicht weißer Schnee", um dann auf die damals allbekannte Romanze „Ich warte dein, wenn spielend der Zephyr" zu gerathen; später begann ich laut die Apostrophe Jermaks an die Sterne aus Chomjakoffs Tragödie zu declamiren, versuchte selbst ein Gedichtchen empfindsamer Art zu Stande zu bringen, ersann sogar eine Zeile, mit welcher das ganze Gedicht abschließen sollte: „O, Sinaïde! Sinaïde!" Aber es kam nichts zu Stande.

Mittlerweile war die Zeit des Mittagessens herange-

rückt. Ich stieg ins Thal hinab; ein schmaler, sandiger Weg schlängelte sich durch dasselbe hindurch und führte nach der Stadt. Ich schlug denselben ein ... Dumpfes Geklapper von Pferdehufen ließ sich hinter mir vernehmen. Ich sah mich um und blieb unwillkürlich stehen und zog meine Mütze ab: es war mein Vater und Sinaïde. Sie ritten neben einander. Mein Vater, mit dem ganzen Oberkörper zu ihr hinübergeneigt und sich mit der Hand auf den Hals des Pferdes stützend, sagte ihr etwas. Er lächelte, Sinaïde hörte ihn schweigend an, senkte ernst die Augen und preßte die Lippen zusammen. Anfangs waren sie nur allein sichtbar; erst nach einigen Minuten zeigte sich an der Biegung des Thales Bjelowsoroff in Husarenuniform und mit dem Dolman auf einem feurigen schwarzen Rosse. Das edle Thier schüttelte den Kopf, schnob und tanzte; der Reiter zügelte es und gab ihm die Sporen. Ich trat bei Seite. Mein Vater ergriff die Zügel und neigte sich von Sinaïde zurück; sie richtete langsam die Augen zu ihm auf — und beide galoppirten von dannen ... Bjelowsoroff jagte ihnen mit klirrendem Säbel nach. „Er ist roth wie ein Krebs," dachte ich — „und sie ... Warum ist sie so bleich? Den ganzen Morgen hat sie geritten und doch so bleich?"

Ich verdoppelte meine Schritte und kam kurz vor dem Mittagessen zu Hause an. Mein Vater saß bereits umgekleidet, gewaschen und frisch neben dem Stuhl der Mutter und las ihr mit seiner gleichmäßigen klangvollen Stimme ein Feuilleton aus dem Journal des Débats vor; aber die Mutter hörte ihm nur zerstreut zu, und als sie mich erblickte, fragte sie, wo ich den ganzen Tag gewesen, und setzte hinzu, sie liebe es nicht, daß man sich den ganzen Tag Gott weiß wo und mit wem herumtreibe.

Aber ich bin ja allein spazieren gewesen, wollte ich antworten; doch ich sah meinen Vater an und schwieg, ich weiß selbst nicht warum.

15.

Während der nächsten fünf, sechs Tage bekam ich Sinaïde fast gar nicht zu sehen: sie ließ sich krank melden, was jedoch nicht verhinderte, daß die gewohnten Besuche des Flügels sich, wie sie sich ausdrückte, zu ihrem Dejour einfanden, alle mit Ausnahme von Maidanoff, der gleich den Muth verlor und sich langweilte, wenn er nicht Gelegenheit hatte, in Begeisterung zu gerathen. Bjelowsoroff saß mürrisch in der Ecke, ganz zugeknöpft und roth; auf dem feinen Gesicht des Grafen Malewski spielte fortwährend ein eigenthümliches, unheimliches Lächeln; er war wirklich bei Sinaïde in Ungnade gefallen und war mit besonderem Eifer zuvorkommend gegen die alte Fürstin, ja er fuhr sogar in einer Miethkutsche mit ihr zum General-Gouverneur. Übrigens hatte diese Fahrt keinerlei Erfolg und für Malewski entstanden sogar Unannehmlichkeiten daraus: man hatte ihn an eine Geschichte mit gewissen Communications-Offizieren erinnert, und er war genöthigt gewesen, zu seiner Rechtfertigung zu sagen, er sei damals noch jung und unerfahren gewesen.

Luschin kam täglich zweimal vorgefahren, aber er blieb nicht lange; nach unserer letzten Auseinandersetzung fürchtete ich mich ein wenig vor ihm, und dennoch empfand ich eine aufrichtige Zuneigung zu ihm. Eines Tages ging er mit mir im Neskutschni-Garten spazieren, er war sehr freundlich und liebenswürdig, theilte mir die Namen und Eigenschaften verschiedener Kräuter und Blumen mit und rief dann plötzlich ohne jede Veranlassung aus, indem er sich vor den Kopf schlug: „Und ich Narr glaubte, sie sei eine Kokette! Wie es scheint, ist es süß, sich andern zu opfern."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte ich.

„Ihnen will ich nichts sagen," antwortete Luschin kurz ab.

Sinaïde ging mir aus dem Wege: meine Gegenwart, das konnte ich mir nicht verhehlen, machte einen unange-

nehmen Eindruck auf sie. Unwillkürlich wandte sie sich von mir ab ... unwillkürlich; gerade das war so bitter, gerade das nagte an mir! Aber es war nichts zu machen, und ich bemühte mich ihr nicht vor die Augen zu kommen und beobachtete sie nur von ferne, was mir jedoch nicht immer gelang. Es war eine unbegreifliche Wandlung mit ihr vorgegangen; ihr Gesicht, ja ihr ganzes Wesen hatte sich verändert.

An einem stillen warmen Abend fiel mir diese Wandlung ganz besonders auf. Ich saß auf einer niedrigen Bank, unter einem breiten Hollunderstrauch. Ich liebte dieses Plätzchen; von dort aus konnte ich Sinaïdens Fenster sehen. Während ich nun dasaß, hüpfte über meinem Kopf in dem dunkel gewordenen Laubwerk unruhig ein kleines Vögelchen hin und her; eine graue Katze kam, nachdem sie ihren Rücken gereckt, vorsichtig in den Garten geschlichen, und die ersten Maikäfer schwirrten schwerfällig in der noch durchsichtigen, wenn auch nicht mehr hellen Luft umher. Ich saß da und blickte nach dem Fenster und wartete, ob es nicht geöffnet würde — richtig, da wurde es geöffnet und in demselben erschien Sinaïde. Sie trug ein weißes Kleid, und sie selbst, ihr Antlitz, ihre Schultern und Hände waren fast kreideweiß. Lange blieb sie regungslos, lange blickten ihre Augen unbeweglich und starr unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Einen solchen Blick hatte ich noch nicht an ihr bemerkt. Dann preßte sie die Hände zusammen, heftig, ganz heftig, drückte sie an die Lippen, an die Stirn — da plötzlich warf sie das Haar mit den Händen in den Nacken, schüttelte es, neigte mit einer gewissen Entschlossenheit den Kopf tief herab und schlug dann das Fenster zu ...

Drei Tage später begegnete sie mir im Garten. Ich wollte mich abwenden, aber sie selbst hielt mich an.

„Geben Sie mir die Hand," sagte sie mit der früheren Freundlichkeit; „wir haben lange nicht zusammen geplaudert."

Ich sah sie an: ihre Augen hatten einen eigenthümlich sanften Glanz und ihr Gesicht lächelte, aber wie durch einen Nebel.

„Sind Sie noch immer leidend?“ fragte ich sie.

„Nein, jetzt ist alles vorüber,“ antwortete sie und pflückte eine kleine rothe Rose. „Ich fühle mich etwas müde, aber auch das wird vorübergehen.“

„Und werden Sie wieder ganz wie früher sein?“ fragte ich.

Sinaïde brachte die Rose ans Gesicht, und es schien mir, als ob ein Kranz blühender Blumenblätter ihr auf die Hände gefallen wäre.

„Habe ich mich denn verändert?“ fragte sie.

„Ja, Sie haben sich verändert,“ antwortete ich mit halber Stimme.

„Ich war kalt gegen Sie, ich weiß es,“ versetzte Sinaïde; „aber darauf müssen Sie nicht achten ... ich konnte nicht anders ... Nun, wozu davon reden!“

„Sie wollen nicht, daß ich Sie liebe — das ist's!“ rief ich traurig und mit unwillkürlicher Erregtheit.

„Nein, lieben Sie mich, aber nicht so wie früher.“

„Wie denn?“

„Lassen Sie uns Freunde sein — ja Freunde!“ Sinaïde ließ mich an ihre Rose riechen. „Hören Sie, ich bin ja viel älter als Sie — ich könnte ihre Tante sein; nun, ihre Tante gerade nicht, aber ihre ältere Schwester und Sie — —“

„Ich bin für Sie ein Kind,“ unterbrach ich sie.

„Nun ja, ein Kind, aber ein liebes gutes Kind, das ich sehr liebe. Wissen Sie was? Vom heutigen Tage ernenne ich Sie zu meinem Pagen; und vergessen Sie nicht, daß die Pagen von ihrer Herrin sich nicht entfernen dürfen. Hier haben Sie das Zeichen Ihrer neuen Würde,“ fügte sie hinzu, indem sie die Rose in das Knopfloch meines Jäckchens steckte; „das Zeichen unsrer Euch gewährten Gunst!“

„Früher empfing ich andere Gunstbezeugungen von Ihnen," stammelte ich.

„Ah!" erwiderte Sinaïde und sah mich von der Seite an ... „Welch' ein gutes Gedächtnis er hat! Nun, ich bin auch jetzt noch bereit."

Und sich über mich beugend drückte sie mir einen reinen ruhigen Kuß auf die Stirn.

Ich sah nur sie — und sie wandte sich ab und mit den Worten: „Folgen Sie mir, mein Page," begab sie sich in den Flügel. Ich folgte ihr — ich begriff noch immer nicht. Ist's denn möglich, dachte ich, dieses sanfte vernünftige Mädchen — ist es dieselbe Sinaïde? Und ihr Gang erschien mir ruhiger, ihre ganze Gestalt majestätischer und schlanker ... Mein Gott, mit welch' neuer Kraft entbrannte in mir die Liebe!

16.

Nach Tisch fanden sich in dem Flügel wieder die Gäste ein, und die Tochter vom Hause kam zu ihnen heraus. Die ganze Gesellschaft war anwesend. Sie war ganz vollzählig, wie an jenem ersten mir unvergeßlichen Abend: sogar Nirmatzki hatte sich mit großer Anstrengung herbemüht. Maidanoff war diesmal früher am Platz — er brachte neue Gedichte mit. Man begann wieder ein Pfänderspiel, aber ohne die früheren seltsamen Ausfälle, ohne Dummheiten und Lärm — das Zigeunerelement war verschwunden.

Sinaïde verlieh unsrer Gesellschaft eine neue Stimmung. In meiner Eigenschaft als Page saß ich neben ihr. Unter anderm machte sie den Vorschlag, daß derjenige, dessen Pfand herauskomme, seinen Traum erzählen solle; aber damit hatte sie kein Glück. Die Träume waren entweder uninteressant — (Bjelowsoroff hatte geträumt, daß er sein Pferd mit Karauschen gefüttert, und daß es einen hölzernen Kopf habe) — oder unnatürlich und gekünstelt. Maidanoff

regalirte uns mit einer ganzen Novelle: es kamen darin Grabgewölbe und Engel mit Leiern und redende Blumen und aus der Ferne herüberklingende Töne vor. Sinaïde ließ ihn seine Novelle nicht beenden. „Sind wir einmal auf Dichtungen gerathen," sagte sie, „so möge jeder irgend etwas vollständig Erdichtetes erzählen." — Bjelowsoroff mußte wieder den Anfang machen.

Der junge Husar wurde verwirrt. „Ich kann nichts erfinden!" rief er aus.

„Welch' leere Ausrede!" versetzte Sinaïde. „Nun, denken Sie sich z. B., Sie seien verheirathet und erzählten uns, wie Sie die Zeit mit ihrer Frau zugebracht hätten; Sie hätten sie eingeschlossen."

„Ich hätte sie eingeschlossen!"

„Und Sie wären selbst bei ihr geblieben?"

„Und ich wäre selbst unbedingt bei ihr geblieben!"

„Nun, und wenn sie das langweilig gefunden hätte, und Ihnen untreu geworden wäre?"

„Dann hätte ich sie umgebracht."

„Wenn sie Ihnen aber fortgelaufen wäre?"

„Dann hätt' ich sie verfolgt und sie dennoch umgebracht."

„So. Nun, und nehmen wir einmal an, ich wäre Ihre Frau — was hätten Sie dann gethan?"

Bjelowsoroff schwieg.

„Dann hätte ich mich selbst umgebracht . . ."

Sinaïde begann laut zu lachen.

„Ich sehe, Sie machen nicht viel Federlesens."

Das zweite Pfand, welches herauskam, gehörte Sinaïde. Sie richtete die Augen zur Decke und wurde nachdenklich.

„Nun, hören Sie," begann sie endlich, „was ich ersonnen habe. Stellen Sie sich einen prachtvollen Palast, eine Sommernacht und einen wundervollen Ball vor. Diesen Ball giebt eine junge Königin. Überall Gold, Marmor, Krystall, Seide, Feuer, Diamanten, Blumen, Wohlgeruch — kurz, alle Einfälle des Luxus."

„Sie lieben den Luxus?“ unterbrach sie Luschin.

„Der Luxus ist hübsch,“ versetzte sie, „und ich liebe alles Hübsche.“

„Mehr als das Schöne?“ fragte er.

„Das ist mir zu spitzfindig, das verstehe ich nicht. Unterbrechen Sie mich nicht. — Und dann der prachtvolle Ball. Eine Menge Gäste sind zugegen, alle jung, schön und tapfer, und alle sind sterblich in die Königin verliebt.“

„Sind denn keine Frauen unter den Gästen?“ fragte Malewski.

„Nein — oder warten Sie — ja, gewiß!“

„Alle häßlich?“

„Nein, reizend. Aber die Männer sind sämmtlich in die Königin verliebt. Sie ist groß und schlank; sie trägt ein großes goldenes Diadem auf ihrem schwarzen Haar.“

Ich sah Sinaïde an — und in diesem Augenblick erschien sie mir um vieles höher, als wir alle; ihre weiße Stirn, ihre unbeweglichen Brauen athmeten gleichsam einen so hellen Verstand und eine solche Macht, daß ich dachte: du selbst bist diese Königin!

„Alle drängen sich um sie,“ fuhr Sinaïde fort, „alle erschöpfen sich vor ihr in den schmeichelhaftesten Reden.“

„Und sie liebt die Schmeichelei?“ fragte Luschin.

„Wie unerträglich! Immer unterbricht er mich! ... Wer liebt die Schmeichelei denn nicht?“

„Noch eine letzte Frage,“ bemerkte Malewski. „Hat die Königin einen Mann?“

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Nein — wozu braucht sie einen Mann?“

„Natürlich,“ unterbrach sie Malewski, „wozu braucht sie einen Mann?“

„Silence!“ rief Maidanoff, der schlecht französisch sprach.

„Merci“, sagte Sinaïde zu ihm. „Also die Königin hört diese Reden. Sie hört die Musik, aber sie blickt keinen der Gäste an. Sechs Fenster sind geöffnet, von oben nach

unten, von der Decke bis zum Fußboden; und hinter ihnen ein dunkler Himmel mit großen Sternen, und ein dunkler Garten mit großen Bäumen. Die Königin blickt in den Garten hinaus. Dort zwischen den Bäumen ist ein Springbrunnen: er schimmert im Dunkeln — wie ein langes langes Gespenst. Die Königin vernimmt durch das Stimmengewirr und die Musik das leise Plätschern des Wassers. Sie blickt hinaus und denkt: Sie alle, meine Herren, sind von Adel, klug, reich, Sie umdrängen mich, Sie horchen ehrfurchtsvoll auf jedes meiner Worte, Sie alle sind bereit zu meinen Füßen zu sterben, ich herrsche über euch ... und dort neben dem Springbrunnen, neben diesem plätschernden Wasser steht und erwartet mich der, den ich liebe, der über mich herrscht. Er trägt weder ein reiches Gewand, noch kostbare Edelsteine, niemand kennt ihn, aber er erwartet mich und ist überzeugt, daß ich kommen werde — und ich werde kommen, und es giebt keine Macht, welche mich zurückhalten könnte, wenn ich zu ihm gehe und bei ihm weile und mich mit ihm dort, im Dunkel des Gartens unter dem Rauschen der Bäume, unter dem Plätschern des Springbrunnens verlieren will ..."

Sinaïde verstummte.

„Ist das etwas Erdachtes?" fragte Malewski fein.

Sinaïde sah ihn nicht einmal an.

„Und was, meine Herren," begann Luschin, „was hätten wir gethan, wenn wir uns unter den Gästen befunden und von diesem Glücklichen bei dem Springbrunnen gewußt hätten?"

„Warten Sie, warten Sie!" unterbrach Sinaïde; „ich will es Ihnen selbst sagen, was jeder von Ihnen gethan hätte. Sie, Bjelowsoroff, hätten ihn zum Duell gefordert, Sie, Maidanoff, hätten ein Epigramm auf ihn gemacht ... übrigens, nein — Sie verstehen keine Epigramme zu machen: Sie hätten einen langen Jambus in Barbier's Manier auf ihn verfaßt und Ihr Product im „Telegraph"

abdrucken lassen. Sie, Nirmatzki, hätten eine Anleihe bei ihm gemacht — nein, Sie hätten ihm Geld auf Zinsen geborgt; Sie, Doctor ..." Sie hielt inne ... „Nun, was Sie gethan hätten, weiß ich nicht."

„In meiner Eigenschaft als Leibarzt," antwortete Luschin, „würde ich der Königin gerathen haben, keine Bälle zu geben, wenn es ihr nicht um die Gäste zu thun sei."

„Nun, vielleicht hätten Sie recht gehabt. Und Sie, Graf ..."

„Und ich?" wiederholte mit seinem unheimlichen Lächeln Malewski ...

„Sie hätten ihm vergiftetes Confect gereicht."

Malewski's Gesicht verzog sich ein wenig und nahm für einen Augenblick einen jüdischen Ausdruck an, aber er begann sofort zu lachen.

„Was jedoch Sie betrifft, Woldemar," fuhr Sinaïde fort ... „Übrigens, genug; lassen Sie uns ein anderes Spiel beginnen."

„Herr Woldemar hätte der Königin in seiner Eigenschaft als Page die Schleppe gehalten, wenn sie in den Garten gelaufen wäre," bemerkte Malewski giftig.

Ich fuhr auf, aber Sinaïde legte mir schnell die Hand auf die Schulter, stand auf und sprach mit leicht bebender Stimme:

„Ich habe Ew. Durchlaucht niemals das Recht gegeben, frech zu werden, und deshalb bitte ich Sie, sich zu entfernen."

Und sie zeigte ihm die Thür.

„Bitte, Fürstin," stammelte Malewski und wurde ganz bleich ...

„Die Fürstin hat recht," rief Bjelowsoroff und erhob sich ebenfalls.

„Das hatte ich wirklich durchaus nicht erwartet," fuhr Malewski fort; „mir scheint in meinen Worten lag doch nichts, was ... ich hatte nicht im geringsten die Absicht, Sie zu beleidigen ... Verzeihen Sie mir."

Sinaïde maß ihn mit einem eisigen Blick und lächelte kalt.

„Meinetwegen mögen Sie bleiben," sprach sie mit einer verächtlichen Handbewegung. „Herr Woldemar und ich geriethen ohne Grund in Zorn. Es ist Ihnen angenehm, ein wenig zu stechen — wohl bekomm's Ihnen."

„Verzeihen Sie mir," wiederholte Malewski; und ich, ich erinnerte mich der Handbewegung Sinaïdens und dachte wieder, daß eine wirkliche Königin nicht mit größerer Würde einem Unverschämten die Thür weisen könnte.

Nach dieser kleinen Scene dauerte das Pfänderspiel nicht lange mehr; alle fühlten sich ein wenig unbehaglich, sowohl in Folge dieses Auftritts, als wegen eines anderen, nicht ganz bestimmten, aber schweren Gefühls. Niemand sprach von demselben, aber jeder empfand es, nicht blos in sich selbst, sondern auch bei seinen Nachbarn. Maidanoff las uns seine Gedichte vor und Malewski lobte sie mit übertriebenem Eifer. „Wie gutmüthig er sich jetzt zeigen will," flüsterte mir Luschin zu. Wir trennten uns bald. Sinaïde war plötzlich in Grübelei versunken; die alte Fürstin ließ sagen, sie hätte Kopfweh; Nirmatzki begann über seinen Rheumatismus zu klagen.

Lange vermochte ich nicht einzuschlafen; in einem fort beunruhigte mich Sinaïdens Erzählung. „Enthielt dieselbe eine Anspielung?" fragte ich mich, „und auf wen, auf was spielte sie an? Und wenn es wirklich eine Anspielung war, wie könnte sie nur ... Nein, nein, es ist unmöglich," flüsterte ich, mich umwendend und auf die andere glühende Wange legend ... Aber ich erinnerte mich Sinaïdens Gesichtsausdrucks während der Erzählung ... ich erinnerte mich des Ausrufs, der Luschin in Neskutschni entschlüpft war, der plötzlichen Veränderung mir gegenüber — und verlor mich in Vermuthungen. Wer ist es? Diese drei Worte standen mir gleichsam in der Dunkelheit hell vor Augen: als ob eine niedrige unheildrohende Wolke über

mir schwebte — und ich empfand ihren Druck und erwartete, daß sie sich bald entladen würde. An gar manches hatte ich mich in der letzten Zeit gewöhnt, vieles hatte ich bei den Sassjäkin's gesehen: Ihre Unordnung, die Talglichtendchen, die zerbrochenen Messer und Gabeln, den finstern Wonifati, die zerlumpten Kammerzofen, die Manieren der alten Fürstin — dieses ganze seltsame Leben befremdete mich schon nicht mehr ... aber an das, was ich jetzt dunkel an Sinaïden ahnte, vermochte ich mich nicht zu gewöhnen ... Eine Abenteurerin, hatte meine Mutter einst zu mir gesagt. Eine Abenteurerin — sie, mein Idol, meine Gottheit! Diese Bezeichnung brannte mir auf der Seele, ich versuchte ihr zu entfliehen, ich verbarg den Kopf in dem Kissen, ich war entrüstet — und dennoch, wozu wäre ich nicht bereit gewesen, was hätte ich nicht darum gegeben, um nur jener Glückliche bei dem Springbrunnen zu sein! ...

Das Blut kochte in mir auf und rollte mir heftig durch die Adern, der Garten ... der Springbrunnen ... dachte ich ... ich will doch einmal hinunter in den Garten gehen ...

Ich zog mich an und schlich aus dem Hause. Die Nacht war dunkel, kaum vernehmlich säuselten die Bäume; vom Himmel senkte sich eine leichte Kühle herab, aus dem Gemüsegarten zog Fenchelgeruch herüber. Ich durchschritt alle Gänge; das leichte Geräusch meiner Schritte erregte und ermuthigte mich: ich blieb stehen, wartete und hörte, wie mir das Herz pochte — stark und schnell. Endlich näherte ich mich dem Zaun und stützte mich auf eine dünne Stange. Plötzlich — oder kam es mir nur so vor? — zeigte sich wenige Schritt von mir eine weibliche Gestalt ... Ich blickte scharf in die Dunkelheit und hielt den Athem an. Was ist das? Höre ich etwa Schritte oder pocht mein Herz? „Was ist's denn?" stammelte ich kaum vernehmlich. ... Was ist das wieder? Ein unterdrücktes Lachen? Oder

das Rauschen der Blätter? Oder ein Seufzer dicht neben meinem Ohr? ... Mir wurde bang ... „Wer ist da?“ wiederholte ich noch leiser.

Die Luft gerieth für einen Augenblick in leichte Bewegung; am Himmel glänzte ein feuriger Streifen; eine Sternschnuppe schoß herab.

„Sinaïde?“ wollte ich fragen, aber der Ton erstarb mir auf den Lippen. Und plötzlich entstand rings umher tiefe Stille, wie das mitten in der Nacht oft geschieht ... sogar die Grashüpfer hatten in den Bäumen aufgehört zu schnarren — nur klirrte irgendwo ein kleines Fenster. Ich stand und stand und kehrte dann in mein Zimmer, in mein kaltgewordenes Bett zurück. Ich empfand eine seltsame Aufregung: als sei ich zu einem Stelldichein gegangen, hätte vergebens gewartet und wäre an fremdem Glück vorüber gegangen.

17.

Am folgenden Tage sah ich Sinaïde nur ganz flüchtig; sie fuhr mit ihrer Mutter in einer Droschke irgendwohin. Dagegen sah ich Luschin, den ich übrigens kaum eines Grußes würdigte, sowie Malewski. Der junge Graf verneigte sich und begann freundlich mit mir zu reden. Von allen Besuchern des Flügels hatte nur er es verstanden, sich bei uns einzuschmeicheln, und er gefiel meiner Mutter. Mein Vater mochte ihn nicht leiden und behandelte ihn höflich bis zur Beleidigung.

„Ah, monsieur le page,“ begann Malewski; „freut mich sehr, Ihnen zu begegnen. Was macht Ihre schöne Königin?“

Sein frisches hübsches Gesicht war mir in diesem Augenblick so zuwider, und er sah mich mit einem so verächtlich höhnischen Blick an, daß ich ihm gar nicht antwortete.

„Sie sind noch immer böse?“ fuhr er fort. „Mit Unrecht. Ich habe Sie ja nicht zum Pagen ernannt, und Pagen pflegen vorzugsweise in der Umgebung von Köni-

ginnen zu sein. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie Ihre Amtspflicht schlecht erfüllen."

„Wieso?"

„Pagen müssen von ihren Gebieterinnen unzertrennlich sein, Pagen müssen alles wissen, was sie thun, sie müssen sogar über sie wachen," fügte er in leiserem Ton hinzu; „bei Tage und bei Nacht."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich damit sagen will? Ich denke, ich drücke mich klar genug aus. Bei Tage — und bei Nacht. Bei Tage geht's noch an; bei Tage ist es hell und belebt; aber zur Nachtzeit — wie bald passirt da ein Unglück. Ich rathe Ihnen des Nachts nicht zu schlafen, sondern aufzupassen, so scharf wie möglich aufzupassen. Erinnern Sie sich — im Garten, des Nachts, bei dem Springbrunnen — da muß man auf der Lauer sein. Sie werden mir das Dank wissen."

Malewski begann zu lachen und wandte mir den Rücken. Wahrscheinlich legte er dem, was er mir gesagt hatte, keine besondere Bedeutung bei; er stand in dem Rufe, jemanden geschickt mystificieren zu können, und zeichnete sich in der Kunst aus, auf den Maskenbällen die Leute zum besten zu halten, wobei ihm ganz ungemein die fast unbewußte Beweglichkeit zu gute kam, von welcher sein ganzes Wesen durchdrungen war . . . Er wollte mich nur necken; aber jedes seiner Worte tröpfelte mir gleichsam Gift in alle meine Adern. Das Blut stieg mir zu Kopf. Ha, steht es so, sagte ich zu mir. Gut! Meine gestrigen Ahnungen waren also gerechtfertigt! Nicht umsonst also zog es mich in den Garten! „Das darf nicht geschehen!" rief ich laut aus und schlug mir mit der Faust vor die Brust, obgleich ich nicht recht wußte, was nicht geschehen dürfte. Wird etwa Malewski selbst in den Garten kommen, dachte ich (vielleicht hat er sich ausgeplaudert: unverschämt genug ist er dazu; ob irgend ein anderer — unser Gartenzaun war sehr niedrig und es kostete keinerlei Mühe, ihn zu über-

steigen) — aber wehe dem, der mir in die Hände fällt! Ich rathe keinem, mir zu begegnen! Ich werde der ganzen Welt und ihr, der Verrätherin (ich nannte sie wirklich eine „Verrätherin"), beweisen, daß ich mich zu rächen weiß!

Ich kehrte in mein Zimmer zurück, nahm aus dem Schreibtisch ein vor kurzem gekauftes englisches Messer, befühlte die Spitze der Schneide und steckte es mit kalter fester Entschlossenheit und gerunzelter Stirn in die Tasche, — in einer Weise, als sei mir so etwas durchaus nicht neu und als thäte ich das nicht zum ersten Mal. Mein Herz verhärtete sich; bis in die Nacht hinein ging ich mit finster zusammengezogenen Brauen und fest aufeinander gepreßten Lippen umher, schritt in einem fort auf und nieder, das erhitzte Messer in der Tasche fest umklammert haltend und mich auf etwas Entsetzliches vorbereitend. Diese neuen ungewohnten Empfindungen beschäftigten mich so sehr, ja erheiterten mich sogar, so daß ich eigentlich wenig an Sinaïde dachte. Beständig ging mir Alekko, der junge Zigeuner, durch den Kopf: — „Wohin, schöner junger Mann, bleib liegen! — Du bist ganz mit Blut bespritzt ... O, was hast du gethan? ... Nichts!" — Mit welch' grausamem Lächeln wiederholte ich dieses Nichts!

Mein Vater war nicht zu Hause; aber die Mutter, welche sich seit einiger Zeit in einem Zustande fortwährender Aufregung befand, wurde auf mein fatales Aussehen aufmerksam und fragte mich:

„Warum siehst du so finster drein, wie die Maus auf die Grütze?"

Als Antwort lächelte ich nur herablassend und dachte: Wenn sie es wüßte! ... Es schlug elf Uhr; ich begab mich in mein Zimmer, entkleidete mich aber nicht; ich erwartete die Mitternachtsstunde: endlich schlug es zwölf. „Es ist Zeit!" murmelte ich durch die Zähne und mir den Rock bis an den Hals zuknöpfend und sogar den Ärmel zurückschlagend, begab ich mich in den Garten.

Ich hatte mir schon vorher eine Stelle ausgesucht, wo ich Wache halten wollte. Am Ende des Gartens, wo der Zaun, der unsre Besitzung von dem Sassjäkin'schen Garten trennte, sich an eine gemeinsame Wand lehnte, stand eine einsame Tanne. Unter ihren niedrigen dichten Zweigen konnte ich, so weit es das nächtliche Dunkel erlaubte, vortrefflich alles sehen, was ringsumher vorging; es schlängelte sich dort ein Fußpfad vorüber, der mir immer geheimnisvoll erschienen war ... Schlangenförmig wand er sich an dem Zaun entlang, der an dieser Stelle Spuren trug, als seien Füße darüber gestiegen, und führte in eine runde dichte Akazienlaube. Ich schlich an die Tanne heran, lehnte mich an ihren Stamm und begann zu spähen.

Die Nacht war ebenso still wie die vorgehende; aber am Himmel standen nicht so viel Wolken, doch waren die Umrisse der Gebüsche, ja sogar große Blumen deutlich sichtbar. Die ersten Augenblicke des Wartens waren erdrückend, fast schrecklich, ich war zu allem entschlossen, ich erwog nur, wie ich vorzugehen hätte: ob ich losdonnern sollte: „Wohin gehst du? Halt! Bekenne oder — stirb!" Oder ob ich einfach zustoßen sollte ... Jeder Laut, jedes Rascheln und Säuseln erschien mir bedeutungsvoll, ungewöhnlich ... ich bereitete mich vor ... ich neigte mich vornüber ... aber eine halbe Stunde verging, es verging eine Stunde; mein Blut beruhigte sich etwas, der Kopf kühlte sich ab; das Bewußtsein, daß ich mir sogar ein wenig lächerlich erschien, daß Malewski sich über mich lustig gemacht, begann sich meiner zu bemächtigen. Ich verließ mein Versteck und durchschritt den Garten. Wie absichtlich war nirgend das geringste Geräusch zu vernehmen; ringsumher tiefe Stille; sogar unser Hund schlief, in einen Knäuel zusammengekrümmt, am Thor. Ich kletterte auf die Ruine des Gewächshauses, überschaute das weite Feld, dachte meiner Begegnung mit Sinaïden und versank in Grübelei ... Plötzlich fuhr ich zusammen ... ich ver-

nahm das Knarren einer sich öffnenden Thür, dann das leichte Knacken eines zerbrochenen Zweiges. Mit zwei Sätzen war ich von der Ruine herunter — und stand wie erstarrt: schnelle leichte aber vorsichtige Schritte ließen sich deutlich im Garten hören, sie näherten sich mir . . . „Da ist er! Da ist er endlich!“ zuckte es mir durchs Herz. Krampfhaft zog ich das Messer aus der Tasche, krampfhaft öffnete ich es — seltsame rothe Funken flimmerten mir in den Augen, vor Schreck und Wuth sträubten sich mir die Haare auf dem Kopf . . . Die Schritte kamen gerade auf mich zu . . . Ich bückte mich, ich schleppte mich ihnen entgegen . . . Es wurde ein Mann sichtbar . . . Mein Gott — es war mein Vater!

Ich erkannte ihn sofort, obgleich er ganz in einen dunkeln Mantel gehüllt war und den Hut tief ins Gesicht gedrückt hatte. Auf den Zehen ging er vorüber. Er bemerkte mich nicht, obgleich mich nichts verbarg; aber ich drückte mich so zusammen, war gleichsam so zusammengeschrumpft, daß ich dem Boden gleich zu kommen schien. Der eifersüchtige, mordbereite Othello verwandelte sich plötzlich in einen Schulknaben . . . So sehr erschrak ich über das unerwartete Erscheinen meines Vaters, daß ich anfangs gar nicht bemerkte, woher er gekommen und wohin er verschwand. Erst als er ganz fort war, erhob ich mich und dachte: Warum geht denn mein Vater des Nachts in den Garten? — als wieder alles ringsumher still wurde . . . Vor Schreck hatte ich das Messer in das Gras fallen lassen, aber ich versuchte es nicht einmal wieder zu finden. Ich schämte mich außerordentlich. Mit einem Male war ich völlig nüchtern geworden. Ich kehrte ins Haus zurück, trat jedoch erst an meine Bank unter dem Fliederbusch und blickte nach Sinaïdens Fenster hinüber. Die kleinen, ein wenig ausgebogenen Scheiben des Fensters schimmerten bläulich bei dem schwachen Lichte, welches vom nächtlichen Himmel fiel. Plötzlich veränderte sich ihre Farbe . . .

Hinter ihnen — das sah ich klar, ganz klar — wurde vorsichtig und leise ein weißliches Rouleau heruntergelassen; es senkte sich bis an das Fensterbrett herab und blieb dann unbeweglich.

Was bedeutet das, sprach ich laut, fast unwillkürlich, als ich mich wieder in meinem Zimmer befand. Ist das Traum und Zufall, oder ... Die Vermuthung, die mir plötzlich durch den Kopf ging, war so neu und seltsam, daß ich mich ihr nicht hinzugeben wagte.

18.

Am andern Morgen stand ich mit Kopfschmerzen auf. Die Aufregung des vorhergehenden Abends war verschwunden. An ihre Stelle waren dumpfe Zweifel und eine bisher nie gekannte Traurigkeit getreten — als wäre mir etwas abgestorben.

„Was schaun Sie denn so drein, wie ein Kaninchen, dem man die Hälfte seines Gehirns genommen hat," sagte Luschin zu mir, als er mir begegnete.

Beim Frühstück blickte ich verstohlen bald meinen Vater, bald die Mutter an: er war ruhig wie gewöhnlich; sie wie gewöhnlich innerlich aufgeregt. Erwartungsvoll saß ich da, ob der Vater nicht, wie das so oft geschah, freundlich mit mir sprechen würde; aber er liebkoste mich nicht einmal mit seiner alltäglichen Freundlichkeit. Soll ich Sinaïde alles erzählen? dachte ich ... mir ist jetzt alles gleich — alles ist aus zwischen uns.

Ich begab mich zu ihr, aber nicht nur, daß ich ihr nichts erzählte — es gelang mir nicht einmal, mich mit ihr zu unterhalten, wie ich es so gern gethan hätte. Aus Petersburg war der Sohn der Fürstin, ein Cadett von etwa zwölf Jahren, für die Ferienzeit nach Hause gekommen; Sinaïde vertraute mir sogleich ihren Bruder an.

„Da haben Sie, mein lieber Wolodja" — (so nannte sie mich zum ersten Mal) — „einen Kameraden," sagte sie

zu mir. „Er heißt ebenfalls Wolodja. Bitte, haben Sie ihn lieb; er ist noch ein Wildfang, aber er hat ein gutes Herz. Zeigen Sie ihm Nekfutschni, gehen Sie mit ihm spazieren und nehmen Sie ihn unter Ihren Schutz. Nicht wahr, Sie thun das? Sie sind ja ein so guter Junge!“

Sie legte mir zutraulich beide Hände auf die Schultern — und ich verlor ganz und gar die Fassung. Die Ankunft dieses Knaben verwandelte auch mich in einen Knaben. Schweigend sah ich den Cadetten an, der mich ebenfalls stumm anblickte. Sinaïde brach in Lachen aus und stieß uns an einander.

„So umarmt euch doch, Kinder!“

Wir umarmten uns. „Wünschen Sie, daß ich Sie in den Garten führe?“ fragte ich den Cadetten.

„Wenn Sie so freundlich sein wollen,“ antwortete er mit einer heiseren Stimme — einer richtigen Cadettenstimme.

Sinaïde begann wieder zu lachen ... Noch nie hatte ich auf ihrem Antlitz eine so bezaubernde Röthe bemerkt. Ich entfernte mich mit dem Cadetten. In unserem Garten befand sich eine alte Schaukel. Er mußte sich auf das dünne Brettchen setzen und ich begann ihn zu schaukeln. Unbeweglich saß er da in seiner Uniform aus dickem Tuch und mit breiten Goldborten und hielt sich an den Stricken fest.

„Aber so knöpfen Sie sich doch Ihren Kragen auf,“ sagte ich zu ihm.

„Das thut nichts, wir sind das gewohnt,“ sprach er und hustete.

Er glich seiner Schwester; namentlich hatte er ganz dieselben Augen. Es war mir angenehm, ihm gefällig zu sein, und doch nagte gleichzeitig dieselbe wehmüthige Traurigkeit still an meinem Herzen. Jetzt bin ich aber wirklich ein Kind, dachte ich — und gestern ... Ich erinnerte mich, wo ich in der vorhergehenden Nacht das Messer verloren hatte und suchte es wieder auf. Der Cadett bat mich darum,

riß den dicken Stengel eines Liebstöckels ab, schnitt daraus eine Pfeife und begann zu pfeifen. Othello pfiff ebenfalls.

Als er jedoch, dieser selbe Othello, des Abends weinte und Sinaïde ihn in einem Winkel des Gartens entdeckte, fragte sie ihn, warum er so traurig sei. Meine Thränen flossen mit solcher Gewalt, daß sie erschrak. „Was ist Ihnen, Wolodja?" wiederholte sie; und als ich nicht antwortete und nicht aufhörte zu weinen, wollte sie meine feuchten Wangen küssen. Aber ich wandte mich von ihr ab und flüsterte unter Schluchzen: „Ich weiß alles; warum spielten Sie denn mit mir? ... Wozu brauchten Sie meine Liebe?"

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan, Wolodja," sprach Sinaïde ... „Ach, ich hab' Ihnen sehr Unrecht gethan, ich bin so schuldig," fügte sie hinzu und preßte die Hände zusammen ... „Wie viel Schlechtes, Finsteres und Sündhaftes steckt in mir ... Aber jetzt spiele ich nicht mit Ihnen, ich liebe Sie — Sie ahnen nicht, warum und wie ... Aber was wissen Sie denn?"

Was konnte ich ihr sagen? Sie stand vor mir und sah mich an — und ich gehörte ihr ganz, vom Kopf bis zu den Füßen, sobald sie mich nur anblickte ...

Eine Viertelstunde später lief ich bereits mit dem Cadetten und Sinaïden um die Wette. Ich weinte nicht mehr sondern lachte, obgleich mir von den geschwollenen Augenlidern Thränen herabrollten. Statt meines Halstuches trug ich ein Band von Sinaïden um den Hals geschlungen, und vor Freude schrie ich hell auf, wenn es mir glückte, sie um die Taille zu haschen. Sie machte mit mir, was sie wollte.

19.

Ich würde in große Verlegenheit kommen, wenn ich genau erzählen sollte, was nach meiner verunglückten nächtlichen Expedition im Laufe einer Woche mit mir geschah. Es war eine seltsame fieberhafte Zeit, eine Art Chaos,

in welchem die widerstreitendsten Gefühle, Gedanken, Befürchtungen, Hoffnungen, Freuden und Leiden wie in einem Sturmwind durcheinander wirbelten; ich getraute mir nicht, einen Blick in mein Inneres zu thun, wenn ein sechzehnjähriger Knabe überhaupt in sein Inneres zu blicken vermag; ich getraute mir nicht, mir über irgend etwas Rechenschaft zu geben; ich suchte nur so schnell wie möglich den Tag zum Abend zu bringen; dagegen schlief ich während der Nacht — wobei mir mein kindlicher Leichtsinn sehr zu statten kam. Ich wollte nicht wissen, ob ich geliebt würde, ich wollte es mir nicht selbst eingestehen, daß ich nicht geliebt wurde. Den Vater mied ich — aber Sinaïde zu meiden war mir nicht möglich ... Es brannte mich wie Feuer in ihrer Gegenwart ... aber wozu brauchte ich zu wissen, was es für ein Feuer war, das in mir brannte und mich verzehrte, da es mir doch so süß war zu verbrennen und verzehrt zu werden! Ich überließ mich all meinen Eindrücken, ich täuschte mich selbst, ich wandte mich von den Erinnerungen ab und schloß die Augen vor dem, was ich ahnte ... Diese Qual hätte wahrscheinlich nicht lange gedauert; ein Donnerschlag machte plötzlich allem ein Ende und warf mich in ein neues Geleise ...

Als ich einst um Mittag von einem ziemlich weiten Spaziergange zurückkehrte, erfuhr ich zu meiner Verwunderung, daß ich allein zu Mittag essen würde. Der Vater sei ausgegangen und die Mutter unwohl; sie wünsche nicht zu essen und habe sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Aus den Gesichtern der Dienerschaft errieth ich, daß etwas außergewöhnliches vorgefallen war ... Ich wagte es nicht, sie auszufragen, aber ich hatte einen jungen Freund, Philipp mit Namen. Er war Büffethalter und ein leidenschaftlicher Freund von Gedichten und außerdem Guitarrenspieler. An diesen wandte ich mich. Ich erfuhr von ihm, daß zwischen meinem Vater und meiner Mutter ein schrecklicher Auftritt stattgefunden — (im Mägdezimmer konnte man alles bis

auf das kleinste Wort hören; vieles war auf französisch gesagt worden, aber die Kammerzofe Mascha hatte fünf Jahre bei einer Näherin aus Paris gewohnt und verstand alles) — die Mutter habe dem Vater Untreue und seine Bekanntschaft mit der Tochter der Fürstin vorgeworfen; der Vater habe sich anfangs gerechtfertigt, dann sei er aufgebraust und habe ebenfalls irgend ein hartes Wort gesagt, „etwas über ihre Jahre", worüber meine Mutter in Thränen ausgebrochen sei; auch habe die Mutter eines Wechsels erwähnt, als sei derselbe der alten Fürstin gegeben worden, und über das gnädige Fräulein habe sie sich ebenfalls sehr nachtheilig geäußert, und hier habe mein Vater ihr gedroht.

„Und dieses ganze Unglück," fuhr Philipp fort, „rührt von einem anonymen Briefe her; wer ihn jedoch geschrieben, ist nicht bekannt geworden; es wäre doch gar kein Grund vorhanden gewesen, daß die Angelegenheit unter die Leute gelangte."

„Es lag also irgend etwas vor!" brachte ich mit Mühe hervor, während mir Hände und Füße erstarrten und in meinem tiefsten Innern irgend etwas erbebte.

Philipp blinzelte bedeutsam mit den Augen.

„Ja, so etwas läßt sich nicht verbergen; wie vorsichtig Ihr Vater diesmal auch war — aber es muß doch beispielsweise hin und wieder ein Wagen gemiethet werden, oder man braucht sonst etwas ... ohne fremde Leute läßt sich das alles nicht machen."

Ich schickte Philipp fort und warf mich aufs Bett. Ich schluchzte nicht, ich überließ mich nicht der Verzweiflung; ich fragte mich nicht, wann und wie dies alles geschehen; ich wunderte mich nicht, daß ich es nicht früher, nicht schon längst errathen — ich war nicht einmal auf meinen Vater erzürnt ... Das was ich erfuhr, ging über meine Kräfte: diese plötzliche Entdeckung zermalmte mich ... alles war vorbei. Alle meine Blumen waren auf einmal ausgerissen und lagen um mich her, zerstreut und zertreten.

20.

Am folgenden Tage erklärte meine Mutter, daß sie nach der Stadt ziehen würde. Frühmorgens trat mein Vater zu ihr in das Schlafzimmer und blieb lange mit ihr allein. Niemand hörte, was er ihr sagte, aber die Mutter weinte nicht mehr; sie beruhigte sich und verlangte zu essen; allein sie kam nicht zum Vorschein und ging von ihren Entschlüssen nicht ab. Ich erinnere mich, daß ich den ganzen Tag umherstreifte, aber den Garten mit keinem Fuße betrat, ja nicht einmal einen Blick nach dem Flügel hinüberwarf. Aber gegen Abend war ich Zeuge eines seltsamen Vorfalls. Mein Vater führte den Grafen Malewski am Arm durch den Saal in das Vorzimmer und sagte in Gegenwart der Lakaien kalt zu ihm: „Vor einigen Tagen wurde Ew. Durchlaucht in einem gewissen Hause die Thür gewiesen; ich will mich jetzt nicht mit Ihnen auf Erklärungen einlassen, aber ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß, wenn Sie noch einmal zu mir kommen, ich Sie zum Fenster hinauswerfen lasse. Ihre Handschrift gefällt mir."

Der Graf verbeugte sich, preßte die Zähne zusammen, krümmte sich und verschwand.

Es wurden Vorbereitungen zur Übersiedlung nach der Arbat gemacht, wo wir ein Haus hatten. Wahrscheinlich wollte mein Vater selbst nicht mehr in der Villa bleiben; aber augenscheinlich hatte er die Mutter vermocht, keine unliebsame Geschichte anzufangen. Alles ging still und ohne große Eile vor sich; die Mutter ließ sogar die Fürstin grüßen und ihr Bedauern darüber ausdrücken, daß sie wegen Unwohlseins bis zu der Abfahrt nicht in der Lage sein werde, sie zu sehen. Ich ging wie ein Verrückter umher, und wünschte nur eines: daß dies alles so schnell wie möglich ein Ende nehmen möchte. Es war mir unmöglich, auch nur einen einzigen Gedanken zu fassen: Wie konnte

sich ein junges Mädchen — und noch dazu eine Fürstentochter! — zu einem solchen Schritt verstehen, da sie doch wußte, daß mein Vater nicht frei war, während sie doch die Möglichkeit hatte zu heirathen, wenn auch nur Bjelowsoroff! Auf was hoffte sie denn? Fürchtete sie denn nicht ihre ganze Zukunft zu vernichten? Ja, dachte ich, das ist Liebe, das ist Leidenschaft, das ist Hingebung — und ich gedachte der Worte Luschins: „Für einige ist es süß, sich zu opfern."

Einmal hatte ich Gelegenheit in einem der Fenster des Flügels einen weißen Fleck zu sehen ... sollte es das Gesicht Sinaïdens sein? dachte ich ... richtig, das war ihr Gesicht. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich vermochte mich nicht von ihr zu trennen, ohne ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. Ich erspähte einen günstigen Augenblick und begab mich in den Flügel.

Im Salon empfing mich die Fürstin mit ihrem gewohnten unsauberen nachlässigen Gruße.

„Was bedeutet das, mein Lieber, daß die Ihrigen schon so früh in Bewegung sind?" sprach sie, sich eine Prise Tabak nehmend.

Ich sah sie an und mir wurde leichter ums Herz. Das Wort „Wechsel", das Philipp gebraucht hatte, quälte mich. Sie ahnte nichts — wenigstens schien es mir damals so. Sinaïde kam aus dem anstoßenden Zimmer, im schwarzen Kleide, bleich, mit aufgelöstem Haar. Schweigend faßte sie mich bei der Hand und zog mich mit sich fort.

„Ich hörte Ihre Stimme," begann sie, „und kam gleich herein. War es Ihnen denn so leicht, uns zu verlassen, Sie böser Knabe?"

„Ich komme, mich zu verabschieden," antwortete ich; „wahrscheinlich für immer. Sie haben es wohl schon gehört — wir ziehen fort."

Sinaïde sah mich fest an.

„Ja, ich habe es gehört. Ich danke Ihnen, daß Sie

gekommen sind. Ich glaubte schon, ich würde Sie nie wiedersehen. Tragen Sie mir nichts nach. Ich habe Sie zuweilen gequält, aber ich bin doch nicht diejenige, für welche Sie mich halten."

Sie wandte sich ab und lehnte sich ans Fenster.

„Wahrlich, eine solche bin ich nicht. Ich weiß, Sie haben eine schlechte Meinung von mir."

„Ich?"

„Ja, Sie ... Sie!"

„Ich?" wiederholte ich betrübt und das Herz erbebte mir wie früher unter dem Einfluß des unabwendbaren unaussprechlichen Zaubers. „Ich? Glauben Sie, Sinaïde, was Sie auch thun, wie Sie mich auch quälen mögen, ich werde Sie bis ans Ende meiner Tage lieben und anbeten."

Sie wandte sich jäh nach mir um, breitete die Arme weit aus, umfaßte meinen Kopf und küßte mich, heftig und glühend. Gott weiß, wen dieser lange Abschiedskuß suchte, aber gierig kostete ich seine Süßigkeit. Ich wußte, daß ich niemals einen zweiten erhalten würde. „Leb' wohl, leb' wohl," wiederholte ich ...

Sie riß sich los und ging. Auch ich entfernte mich. Ich vermag nicht das Gefühl zu schildern, mit dem ich mich entfernte. Ich möchte nicht wünschen, daß es sich jemals wiederholte; aber ich würde mich für unglücklich halten, wenn ich es niemals empfunden hätte.

Wir zogen nach der Stadt. Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich von der Vergangenheit losreißen und mich der Arbeit widmen konnte. Meine Wunde vernarbte nur langsam; aber im Grunde hegte ich gegen meinen Vater keine herben Gefühle. Im Gegentheil, er war in meinen Augen gleichsam noch gewachsen ... mögen die Psychologen diesen Widerspruch erklären, so gut sie's können ...

Eines Tages schritt ich über den Boulevard, als ich zu meiner unbeschreiblichen Freude Luschin begegnete. Ich

liebte ihn wegen seines geraden offenen Charakters, und zudem war er mir theuer durch die Erinnerung, welche er in mir wach rief. Ich stürzte auf ihn zu.

„Aha," sprach er und runzelte die Stirn. „Das sind Sie ja, junger Mann! Lassen Sie sich doch betrachten. Sie sind noch immer gelb; indes sind doch Ihre Augen nicht mehr so trübe, wie früher. Sie sehen aus wie ein Mann, nicht wie ein Salonhündchen. Das ist gut. Nun, was machen Sie, arbeiten Sie?"

Ich seufzte. Ich mochte nicht lügen und die Wahrheit zu sagen schämte ich mich.

„Nun, thut nichts," fuhr Luschin fort; „verzagen Sie nicht. Die Hauptsache ist, normal zu leben und sich keinen Neigungen hinzugeben. Denn was könnte das nützen? Wohin die Woge auch treibt — es ist immer schlimm; ein Mann muß, wenn auch nur auf einem Stein, auf eignen Füßen stehen. Sie sehen, ich huste ... und Bjelowsoroff — haben Sie gehört?"

„Was denn?"

„Er ist spurlos verschwunden. Man sagt, er sei nach dem Kaukasus gereist. Das ist eine Lection für Sie, junger Mann. Die ganze Geschichte kommt daher, daß man sich nicht bei Zeiten zu trennen und das Netz zu zerreißen versteht. Doch wie es scheint, sind Sie noch glücklich hinausgesprungen. Hüten Sie sich, daß Sie nicht wieder hineingerathen. Leben Sie wohl!"

„Ich werde nicht wieder hinein gerathen," dachte ich ... „ich werde sie niemals wiedersehen." Allein es war mir doch beschieden, Sinaïde noch einmal zu sehen.

21.

Mein Vater pflegte täglich auszureiten. Er besaß einen prächtigen rothen Schweißfuchs, mit langem dünnem Halse und dünnen Beinen; er war ebenso unermüdlich wie böse. Man hatte ihm den Namen „Elektrik" gegeben. Außer

meinem Vater vermochte ihn niemand zu reiten. Einst kam er in guter Stimmung zu mir ins Zimmer, was lange nicht der Fall gewesen. Er schickte sich an auszureiten und schnallte sich bereits die Sporen an. Ich bat ihn, mich mit sich zu nehmen.

„Spiele lieber im polnischen Bock," antwortete der Vater, „du vermagst mir auf deinem Klepper nicht zu folgen."

„Ich werde dir folgen; ich werde mir ebenfalls Sporen anschnallen."

„Nun, meinetwegen!"

Wir entfernten uns. Ich besaß ein schwarzes zottiges Pferdchen, fest auf den Beinen und ziemlich muthwillig. Allerdings mußte es aus allen Kräften galoppiren, wenn Elektrik im vollen Trabe ging; aber ich blieb doch nicht zurück. Nie hatte ich einen Reiter gesehen, der meinem Vater zu vergleichen gewesen; er saß so schön und nachlässig geschickt, daß es schien, als ob sogar das Pferd sich unter ihm fühlte und mit ihm paradirte. Wir ritten über alle Boulevards, gelangten auf das Jungfernfeld, sprangen über einige Zäune (anfangs fürchtete ich mich, zu springen, aber mein Vater verachtete Feiglinge — und so hörte ich auf, mich zu fürchten), ritten zweimal über die Moskwa, und ich glaubte schon, wir würden nach Hause zurückkehren, um so mehr da auch mein Vater bemerkte, daß mein Pferd müde war, als er plötzlich nach der Krimschen Furt abbog und am Ufer entlang galoppirte.

Ich setzte hinter ihm drein. Als wir an einem hohen Haufen aufgeschichteter alter Balken anlangten, sprang er behende von seinem Pferde, befahl mir abzusteigen, übergab mir die Zügel seines Renners und sagte, ich möchte ihn hier bei den Balken erwarten; er selbst bog in eine kleine Quergasse ein und verschwand. Ich begann an dem Ufer auf und ab zu gehen, die Pferde hinter mir führend und mit Elektrik scheltend, der beim Gehen in einem fort den Kopf zuckte, sich schüttelte, schnob und wieherte, und,

wenn ich stehen blieb, bald mit einem Hufe die Erde scharrte, bald wiehernd meinen Klepper in den Hals biß, kurz er benahm sich wie ein verwöhnter Pursang. Mein Vater kehrte nicht zurück. Vom Flusse stieg eine unangenehme Feuchtigkeit auf; ein feiner Regen träufelte sanft herab und bespritzte mit kleinen dunklen Flecken die mir sehr langweilig und dumm gewordenen grauen Balken, neben denen ich hin- und herwandelte. Es erfaßte mich eine unerträgliche Langeweile und noch immer blieb mein Vater aus. Ein Polizist finnischen Ursprungs, ebenfalls ganz grau, mit einem ungeheuren alten Tschako in Form eines Topfes auf dem Kopfe und mit einer Hellebarde — (wozu mochte sich nur ein Polizist am Ufer der Moskwa befinden?) — näherte sich mir, richtete sein greisenhaftes faltiges Gesicht auf mich und sagte:

„Was machen Sie hier mit den Pferden, junger Herr? Geben Sie mir die Zügel, ich will sie halten."

Ich gab ihm keine Antwort. Er bat mich um Tabak. Um ihn los zu werden (zudem quälte mich eine große Ungeduld) that ich einige Schritte nach der Richtung, wo mein Vater verschwunden war; dann schritt ich durch ein kleines Quergäßchen bis ans Ende desselben, bog um die Ecke und blieb stehen. Etwa vierzig Schritt von mir stand mein Vater auf der Straße vor dem offenen Fenster eines hölzernen Häuschens; er hatte mir den Rücken zugekehrt und stützte sich mit dem Oberkörper an die Fensterbrüstung, und in dem Häuschen, das halb durch den Vorhang verdeckt war, saß eine dunkel gekleidete Frau und sprach mit meinem Vater. Diese Frau war Sinaïde.

Ich war wie versteinert. Ich muß gestehen, das hatte ich durchaus nicht erwartet. Mein erster Gedanke war, zu fliehen. Blickt sich der Vater um, ging es mir durch den Kopf, so bin ich verloren . . . aber ein eigenthümliches Gefühl, ein Gefühl stärker als Neugier, stärker sogar als Eifersucht, stärker als Furcht hielt mich zurück. Ich begann

hinzublicken, ich versuchte zu horchen. Wie es schien, bestand mein Vater auf etwas. Sinaïde wollte nicht darauf eingehen. Mir ist als sehe ich noch jetzt ihr Gesicht — traurig, ernst, schön und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Hingebung, Kummer, Liebe und Verzweiflung — ein anderes Wort vermag ich nicht zu finden. Sie sprach kurz und bestimmt, richtete die Augen nicht empor und lächelte nur — ergeben und trotzig. Schon an diesem Lächeln erkannte ich meine frühere Sinaïde wieder. Der Vater zuckte die Achseln und setzte sich den Hut auf dem Kopf zurecht, was bei ihm immer ein Zeichen von Ungeduld war ... Dann vernahm ich die Worte: „Sie müssen sich trennen von dieser ..." Sinaïde richtete sich in die Höhe und streckte die Hand aus ... Plötzlich geschah eine in meinen Augen unglaubliche That: Mein Vater erhob auf einmal die Reitgerte, mit der er sich den Staub seines Rockes abgeklopft hatte — und ich hörte einen scharfen Schlag auf den bis zum Ellenbogen entblößten Arm fallen. Nur mit Mühe vermochte ich an mir zu halten, um nicht aufzuschreien und Sinaïde erbebte, schweigend sah sie meinen Vater an, und langsam den Arm an die Lippen hebend, küßte sie die rothgewordene Schramme. Mein Vater schleuderte die Reitgerte fort, sprang schnell die kleinen Stufen der kleinen Treppe hinen und drang in das Haus ... Sinaïde wandte sich um, streckte die Arme aus, bog den Kopf zurück und entfernte sich ebenfalls vom Fenster.

Vom Schrecken betäubt, das Grausen des Zweifels im Herzen, stürzte ich zurück, lief die Quergasse hinunter und kehrte an das Ufer des Flusses zurück.

Ich begriff nichts. Ich wußte, daß meinen kühlen, zurückhaltenden Vater oft Ausbrüche der Wuth übermannten — und dennoch konnte ich nicht begreifen, was ich gesehen hatte ... aber zugleich fühlte ich, daß ich in meinem ganzen Leben diese Bewegung, dieses Lächeln Sinaïdens nie und nimmer würde vergessen können, daß ihr Bild, dieses

neue plötzlich vor mir erschienene Bild sich für immer in meine Erinnerung eingeprägt hatte. Gedankenlos schaute ich auf den Fluß und bemerkte nicht, daß mir Thränen über die Wangen liefen. Sie wird geschlagen, dachte ich ... geschlagen ... geschlagen ...

„Nun, was machst du denn? Gieb mir das Pferd!“ ließ sich hinter mir die Stimme des Vaters vernehmen.

Mechanisch reichte ich ihm die Zügel. Er schwang sich in den Sattel ... das durchfrorene Roß bäumte sich und that einen Sprung von anderthalb Klaftern ... aber mein Vater bändigte es bald; er drückte ihm die Sporen in die Weichen und schlug es mit der Faust auf den Hals ... „Ah, ich habe keine Reitgerte mehr!“ murmelte er.

Ich dachte an das vor kurzem vernommene Schwirren und den Schlag dieser selben Reitgerte und schauderte.

„Wo hast du sie denn gelassen?“ fragte ich den Vater nach kurzem Schweigen.

Der Vater antwortete mir nicht und sprengte vorwärts. Ich holte ihn ein. Ich wollte unbedingt sein Gesicht sehen.

„Du hast dich wohl in meiner Abwesenheit gelangweilt?“ murmelte er durch die Zähne.

„Ein wenig. Wo hast du denn deine Reitgerte verloren?“ fragte ich noch einmal.

Mein Vater sah mich scharf an.

„Ich habe sie nicht verloren,“ sprach er, „sondern fortgeworfen.“

Er wurde nachdenklich und senkte den Kopf ... und in diesem Augenblick sah ich zum ersten und wohl auch zum letzten Mal, welche Zärtlichkeit und welches Bedauern seine strengen Züge ausdrücken konnten.

Wiederum jagte er davon und ich vermochte ihn nicht mehr einzuholen ... ich kam eine Viertelstunde später als er zu Hause an ...

„Das ist Liebe,“ dachte ich wieder, als ich des Nachts an meinem Schreibtisch saß, auf welchem bereits wieder Hefte

und Bücher lagen, „das ist Leidenschaft! Wie ist's möglich, sich nicht zu empören, wenn wir von irgend einer Hand — und wäre es die des geliebtesten Wesens — einen Schlag erhalten? Und dennoch ist dies offenbar möglich, wenn man liebt ... ja, und ich ... ich bildete mir ein ..."

In dem letzten Monat war ich sehr alt geworden und meine Liebe mit allen ihren Aufregungen und Leiden erschien mir selbst als etwas so Kleinliches, Kindisches und Nichtiges im Vergleich zu jenem anderen unbekannten Etwas, von dem ich mir kaum eine Vorstellung machen konnte und das mir Furcht einflößte wie ein unbekanntes, schönes aber drohendes Gesicht, das man im Halbdunkel vergebens zu entdecken sich bemüht ...

In jener Nacht hatte ich einen seltsamen und schrecklichen Traum. Es war mir, als sei ich in ein niedriges finsteres Zimmer getreten ... Mein Vater stand da mit der Reitgerte in der Hand und stampfte mit dem Fuße; in einem Winkel kauerte Sinaïde, und — nicht auf dem Arm, sondern — auf der Stirn hatte sie einen rothen Streifen ... Aber hinter beiden erhob sich, ganz mit Blut überströmt, Bjelowsoroff, öffnete die bleichen Lippen und drohte zornig meinem Vater ...

Zwei Monate später ging ich auf die Universität, und nach einem halben Jahr starb mein Vater (am Schlag) zu Petersburg, wohin er vor kurzem mit meiner Mutter und mir gezogen war. Einige Tage vor seinem Tode hatte er aus Moskau einen Brief erhalten, der ihn im höchsten Grade aufgeregt hatte ... er war zu meiner Mutter gekommen und hatte sie um etwas gebeten, ja, er soll sogar geweint haben, er, mein Vater! An dem Morgen desselben Tages, an welchem ihn der Schlag rührte, hatte er einen Brief in französischer Sprache an mich angefangen:

„Mein Sohn," schrieb er mir, „fürchte dich vor Frauenliebe, fürchte dich vor diesem Glück, diesem Gift" ...

Nach seinem Hinscheiden schickte meine Mutter eine ziemlich bedeutende Summe Geld nach Moskau.

22.

Vier Jahre waren verflossen. Ich hatte soeben die Universität verlassen und wußte noch nicht recht, was ich mit mir anfangen, an welche Thür ich klopfen sollte: Vor der Hand stand ich müßig am Markt.

Eines schönen Abends traf ich im Theater Maidanoff. Er hatte geheirathet und war in den Staatsdienst getreten; aber er hatte sich durchaus nicht verändert. Noch immer gerieth er ohne Grund in Begeisterung, noch immer pflegte eine plötzliche Muthlosigkeit ihn zu befallen.

„Sie wissen doch," sagte er unter anderem zu mir, „daß Frau Dolski hier ist!"

„Welche Frau Dolski?"

„Wie, haben Sie sie vielleicht vergessen? Die frühere Fürstin Sassjäkin, in welche wir alle — Sie ja ebenfalls — verliebt waren! Erinnern Sie sich doch, in dem Landhause, in der Nähe von Nesskutschni!"

„Sie hat einen Herrn Dolski geheirathet?"

„Ja!"

„Und sie ist hier im Theater?"

„Nein, in Petersburg; vor einigen Tagen ist sie hierher gekommen; sie steht im Begriff ins Ausland zu reisen."

„Und was ist ihr Gatte für ein Mann?" fragte ich.

„Ein hübscher Junge, mit Vermögen — war in Moskau ein Amtscollege von mir — Sie begreifen . . . nach jener Geschichte . . . Sie werden sich doch noch genau an dies alles erinnern — (Maidanoff lächelte vielsagend) — war es ihr nicht leicht, eine Partie zu machen . . . die Sache hatte Folgen gehabt . . . aber bei ihrer Klugheit ist ihr nichts unmöglich . . . Besuchen Sie sie doch, es wird sie sehr freuen, Sie wiederzusehen — sie ist übrigens noch schöner geworden!"

Maidanoff gab mir Sinaïdens Adresse. Sie wohnte im Hôtel Demuth. Alte Erinnerungen regten sich wieder in mir ... Ich gab mir das Wort, am anderen Tage meine ehemalige „Liebe" zu besuchen; aber es kamen Geschäfte dazwischen: es verging eine Woche, es verging eine zweite, und als ich mich dann endlich zu dem Hôtel Demuth begab und mich nach Frau Dolski erkundigte, erfuhr ich, daß sie vor vier Tagen fast ganz plötzlich im Wochenbett gestorben sei.

Es ging mir wie ein Stich durchs Herz. Der Gedanke, daß ich sie hätte wiedersehen können und sie nicht gesehen hatte, und sie niemals wiedersehen würde — dieser bittere Gedanke nagte an mir mit der ganzen Gewalt eines nicht abzuweisenden Vorwurfs. „Gestorben!" wiederholte ich stumpf, den Portier anblickend; dann wandte ich mich still um und ging die Straße hinunter, ohne zu wissen, wohin. Meine ganze Vergangenheit war mit einem Mal wieder erwacht, sie stand klar vor meinen geistigen Augen: „Das also war es, dem dieses junge, glühende, glänzende Leben in heftiger Aufregung zustrebte." Diesem Gedanken nachhängend, stellte ich mir wieder diese theueren Züge, diese Augen, dieses Lockenhaar vor — und dies alles ruhte jetzt in einem engen Sarge, in einem feuchten, unterirdischen Dunkel, dort, nicht weit von mir, der ich noch lebte, ja, vielleicht nur wenige Schritt von meinem Vater! ... Unablässig hing ich diesem Gedanken nach, in einem fort war meine Einbildungskraft in Thätigkeit:

Gleichgilt'ge Lippen gaben mir die Todeskunde —
Gleichgiltig hörte ich sie an,

klang es in meiner Seele wieder.

O Jugend, Jugend! Alles ist dir gleichgiltig; du thust, als besäßest du alle Schätze der Welt, sogar die Trauer ist dir willkommen, sogar der Kummer steht dir zu Gesicht, du bist keck und voller Selbstvertrauen, du sprichst: „Ich allein lebe — seht her!" Und doch fliehen und verschwin-

den auch deine Thaten, ungezählt und ohne Spur, und alles an dir schwindet wie Wachs an der Sonne, wie Schnee ... Und vielleicht besteht das ganze Geheimnis deines Zaubers nicht in der Möglichkeit, alles zu thun, sondern in der Möglichkeit zu denken, du könntest alles thun — darin, daß du Kräfte in den Wind streust, die du ohnehin zu nichts Anderem zu benutzen verstanden hättest — darin, daß jeder von uns sich im Ernst für einen Verschwender hält, daß er im Ernst glaubt, er habe das Recht zu sagen: „O, was würde ich nicht vollbracht haben, wenn ich meine Zeit nicht nutzlos vergeudet hätte!"

So auch ich ... Welche Hoffnungen hatte ich nicht gehegt, was hatte ich nicht alles erwartet, welche lachende Zukunft sah ich nicht vor mir; und kaum daß ich leicht aufseufzte, daß ich auf einen Moment ein Gefühl der Wehmuth empfand bei dem für einen Augenblick auftauchenden Schatten meiner ersten Liebe!

Und was ist aus alledem, auf das ich hoffte, geworden? Und jetzt, da bereits die Abendschatten über mein Leben hinzuhuschen beginnen — was ist mir Erfrischenderes, Theureres geblieben als die Erinnerung an jene rasch vorübergezogenen frühen Frühlingsschauer?

Allein ich tadle mich mit Unrecht. Selbst damals, in jener leichtsinnigen Jugendzeit, war ich nicht taub gegen die traurige Stimme, die mir oft zurief, gegen den feierlichen Laut, der von jenseit des Grabes zu mir herübertönte. Ich erinnere mich, daß ich einige Tage, nachdem ich Sinaïdens Tod erfahren, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, freiwillig bei dem Todeskampf einer armen alten Frau zugegen war, welche mit mir in demselben Hause wohnte. Mit Lumpen bedeckt, auf harten Brettern, mit einem Sack unter dem Kopfe starb sie schwer und schmerzhaft. Ihr ganzes Leben war in einem bitteren Kampf mit der täglichen Noth dahingegangen; sie hatte keine Freude gekannt, sie hatte nie von dem Honig des Glückes gekostet — hätte

sie sich nicht auf den Tod, auf die Erlösung durch ihn, auf die Ruhe, welche ihrer harrte, freuen sollen? Und dennoch, so lange der alte Körper noch widerstand, so lange die Brust noch mühsam zu athmen vermochte unter der auf ihr lastenden eisigkalten Hand, so lange die letzten Kräfte sie noch nicht verlassen hatten, hörte die alte Frau nicht auf, sich in einem fort zu bekreuzen und unaufhörlich zu flüstern: „Herr, vergieb mir meine Sünden!“ — und erst mit dem Erlöschen des Bewußtseins verschwand aus ihren Augen der Ausdruck des Schreckens und der Furcht vor dem Tode ... Ich erinnere mich, dort an dem Sterbelager dieser alten armen Frau wurde mir bang um Sinaïden und es drängte mich zu beten: für sie, für meinen Vater — und für mich ...

Ende.

Aus Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer **20** Pf.

Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2893—2895. — Geb. 1 M.

Boetius, Die Tröstungen der Philosophie. Übersetzt von R. Scheven. 3154. 3155. Geb. 80 Pf.

Boyesen, Faust-Kommentar. Deutsch v. O. Mylius. 1521. 1522. — Geb. 80 Pf.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. Herausgeg. v. G. Moldenhauer. 2005—2010. — Geb. M. 1.75.

Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. 1281. — Geb. 60 Pf.

Fichte, Die Bestimmung des Menschen. Herausgeg. v. Kehrbach. 1201. 1202. Geb. 80 Pf.

—, Ueber die Bestimmung des Gelehrten. — Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. 526. 527.

—, Der geschlossene Handelsstaat. 1324.

—, Reden an die deutsche Nation. 392. 393. — Geb. 80 Pf.

Herbart, Umriß pädagog. Vorlesungen. Herausgeg. v. H. Wendt. 2753. 2754. Geb. 80 Pf.

Herrig, Hans, Gesammelte Aufsätze über Schopenhauer. Hrsgeg. v. Ed. Grisebach 3187. — Geb. 60 Pf.

Humboldt, W. v., Die Grenzen der Wirksamkeit des Staats. 1991. 1992.

Kant, Immanuel, Kritik der Urteilskraft. Herausg. v. K. Kehrbach. 1027—1030. Geb. M. 1.20.

—, Kritik der praktischen Vernunft. Herausgeg. von K. Kehrbach. 1111. 1112. — Geb. 80 Pf.

—, Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von K. Kehrbach. 851—855. Geb. M. 1.50.

—, Von der Macht des Gemüths. Herausgegeben von Hufeland. 1130. — Geb. 60 Pf.

—, Allgemeine Naturgeschichte u. Theorie des Himmels nebst 2 Supplementen. Herausgegeben v. K. Kehrbach. 1954. 1955. — Geb. 80 Pf.

—, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Herausgegeben v. K. Kehrbach. 1231.1232.—Geb. 80 Pf.

—, Prolegomena. Hsgeg. v. K. Schulz. 2469. 2470. — Geb. 80 Pf.

—, Der Streit der Facultäten. Herausgegeben von K. Kehrbach. 1438. Geb. 60 Pf.

Kant, Immanuel, Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume d. Metaphysik. Herausg. v. K. Kehrbach. 1320. — Geb. 60 Pf.

—, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. Herausgeg. v. K. Kehrbach. 1501. — Geb. 60 Pf.

Leibniz, G. W., Kleinere philosophische Schriften. 1898—1900. — Geb. 1 M.

—, Die Theodicee. Nebst den Zusätzen der Desbosses'schen Uebertragung. 1931—1938. — Geb. M. 2.25.

Pascal's Gedanken. Nebst den Anmerkungen Voltaire's aus dem Französischen v. H. Hesse. 1621—23. — Geb. 1 M.

Rochefoucauld's Maximen u. Reflexionen. Deutsch durch Dr. F. Hörlek. 678.

Rousseau, J. J., Der Gesellschaftsvertrag oder die Grundsätze des Staatsrechtes. 1769. 1770. — Geb. 80 Pf.

Salzmann, Chr. G., Ameisenbüchlein od. Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher. Herausgegeben von Ernst Schreck. 2450.

Schopenhauer's sämmtl. Werke. Herausgegeb. v. Ed. Grisebach. 6 Bde. I. 2761—2765. II. 2781—2785. III. 2801—2805. IV. 2821—2825. — V. 2841—2845. — VI. 2861—2865. — Geb. à Bd. M. 1.50.

— Nachlaß. 1. Bd. Balthasar Gracian's Handorakel u. Kunst der Weltklugheit. 2771. 2772. Geb. 80 Pf. — 2. Bd. Einleitung in die Philosophie nebst Abhandlungen zur Dialektik, Aesthetik und über die deutsche Sprachverhunzung. 2919. 2920. Geb. 80 Pf. — 3. Bd. Anmerkungen zu Platon, Locke, Kant, und Nachkantischen Philosophen. 3002. 3003. Geb. 80 Pf. — 4. Bd. Neue Parali-pomena: vereinzelte Gedanken über vielerlei Gegenstände. 3131—3135. Geb. M. 1.50.

Schwegler, Geschichte der Philosophie. Durchgesehen und ergänzt v. J. Stern. 2541—2545. — Geb. M. 1.50.

Spinoza, B., Die Ethik. Herausgegeben v. J. Stern. 2361—64. — Geb. M. 1.20.

—, Der theologisch-politische Traktat. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von J. Stern. 2177—2180. — Geb. M. 1.20.

—, Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes. Herausgegeben v. J. Stern. 2487.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 077487897

Bellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Hsgeg. v. G. v. Gizycki. 2661. 2662. — (Geh. 80 Pf.

Bremer, [illegible] Encyklopädie. 1686.

Brillat-[illegible] schmack[illegible]

Brümmer, [illegible] Dichter [illegible] Prosaisten von den ältesten Zeiten bis Ende des 18. Jahrh. 1941—1945. — Geb. M. 1.50.

—, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh. Dritte Ausg. Mit den Ergänzungen bis 1. Juli 1888. 1981—1990. — Geb. M. 2.50.

Darwin, Charles, Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder Die Erhaltung der bevorzugten Rassen im Kampfe ums Dasein. Aus d. Engl. überf. v. D. Haek. 3071-76. Geb. M. 1.75.

—, Die Abstammung des Menschen und die Zuchtwahl in geschlechtlicher Beziehung. Mit 78 Illustrationen. Aus d. Englischen überf. v. D. Haek. 1. Band 3216—3220. 2. Band 3221—3225. — Geb. à M. 1.50.

Dufresne, Jean, Kleines Lehrbuch des Damespiels. 1965. 1966. — Geb. 80 Pf.

—, Kleines Lehrbuch des Schachspiels. (5. Aufl.) 1411—1415. — Geb. M. 1.50.

—, Sammlung leichter. Schachaufgaben. 1. Th. 1509. 1510. 2. Th. 1734. 1735. 3. Th. 2346. 2347. — Geb. à Bd. 80 Pf.

—, Das Buch der Schachmeisterpartien. 2726. 2727. — Geb. 80 Pf.

Euler, L., Vollständige Anleitung zur Algebra. 1802—1805. — Geb. M. 1.20.

Freund, Rätselschatz. Sammlg. v. Rätseln und Aufgaben. 2091—2095. — Geb. M. 1.50.

Fried, H., Lexikon deutscher Citate. 2461–2463. — Geb. 1 M.

—, Lexikon fremdsprachlicher Citate. 2538—2540. — Geb. 1 M.

Hippel, Ueber die Ehe. Herausgeg. v. G. Moldenhauer. 1959. 1960. — Geb. 80 Pf.

Hufeland, Dr. Chr. Wilh., Makrobiotik. Neue Volksausgabe. Herausgeg. von Dr. med. H. Klencke. 481—484. — Geb. M. 1.20.

Jahn, Friedr. Ludw., Deutsches Volkstum. Herausgegeben v. Fr. Brümmer. 2639. 2640. — Geb 80 Pf.

Knigge, Ueber den Umgang mit Menschen. 1138—1140. — Geb. 1 M.

[illegible] und Irrsinn. Deutsch [illegible] 313—2316. — Geb. [illegible]

[illegible] Verslehre. 2851—[illegible] M.

[illegible] in die Zukunft. Eine [illegible] Rückblick v. Bellamy. [illegible]

Michelet, J., Die Frau. Deutsch von Spielhagen. 2678—2680. — Geb. 1 M.

—, Die Liebe. Deutsch von Friedrich Spielhagen. 2523—2525. — Geb. 1 M.

Möbius, Dr. Paul Julius, Das Nervensystem des Menschen und seine Erkrankungen. 1410. — Geb. 60 Pf.

Molnár, Die Genfer Konvention. 2303.

Nohl, Dr. Ludwig, Allgemeine Musikgeschichte. 1511—1513. — Geb. 1 M.

Parreidt, Jul., Die Zähne und ihre Pflege. 1760. — Geb. 60 Pf.

Pestalozzi, H., Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 991. 992. — Geb. 80 Pf.

—, Lienhard und Gertrud. 434—437. Geb. M. 1.20.

Räuber, Litterarische Salzkörner. 2578—2580. — Geb. 1 M.

Reclam, Prof. Dr. med. C., Gesundheits-Schlüssel für Haus, Schule und Arbeit. 1001. — Geb. 60 Pf.

Rousseau, J. J., Emil oder Ueber die Erziehung. 901—908. — Geb. M. 2.25.

—, Julie oder Die neue Heloise. 1361—1368. — Geb. M. 2.25.

—, Bekenntnisse. 1603—1610. — Geb. M. 2.25.

Rumohr, K. F. von, Joseph Königs Geist der Kochkunst. Nebst Grimod de la Reynières Küchen-Kalender und Grundzüge des gastronomischen Anstands. 2067—2070. — Geb. M. 1.20.

Schiller, Friedr. v., Vom Erhabenen. Mit einer Einleitung. 2731.

Steputat, Deutsches Reimlexikon. 2876. 2877. — Geb. 80 Pf.

Schumann, R., Gesammelte Schriften über Musik und Musiker. Herausgegeben von Dr. H. Simon. 3 Bände. I. 2472. 2473. – II. 2561. 2562. – III. 2621. 2622. — Geb. à Bd. 80 Pf. — Vollständig in 1 Band M. 1.75.

Voltaire, Die Geschichte Karls XII. Deutsch von Adolf Seubert. 714—716.